

GERLIND **MARTIN**
ELISABETH **RYTER**

Bern, im April 2010

Erhebung zur Altersfreundlichkeit der Stadt Bern

Bericht zuhanden des Alters- und Versicherungsamtes der
Stadt Bern

GERLIND **MARTIN**

puncto Pressebüro

Postfach 508, 3000 Bern 25

Telefon: 031 333 50 33

gerlind.martin@puncto.ch

ELISABETH **RYTER**

Optingenstrasse 54, 3013 Bern

Telefon: 031 331 71 37

elisabeth.ryter@bluewin.ch

Inhaltsübersicht

Das Wichtigste in Kürze	5
1 Rahmenbedingungen	7
2 Die Auskunftspersonen	10
3 Wohnen und Wohnumfeld	15
3.1 Wohnen heute	15
3.2 Wohnen in fünf Jahren: Betreutes Wohnen und neue Wohnformen	23
3.3 Fazit	26
4 Mobil sein	28
4.1 Beweglichkeit erhalten	28
4.2 Zu Fuss unterwegs	30
4.3 Mit dem öffentlichen Verkehr unterwegs	38
4.3.1 Infrastrukturfragen	38
4.3.2 Nutzungsprobleme	39
4.4 Mit dem Velo unterwegs	41
4.5 Mit Auto und Taxi unterwegs	41
4.6 Der Radius	42
4.7 Fazit	44
5 Integration und Partizipation	46
5.1 Dazu gehören, integriert sein	47
5.2 Lebensmittelpunkt und Partizipation	51
5.3 Soziale Netze	56
5.4 Fazit	67

6	Sich informieren und Bescheid wissen.....	68
6.1	An der Welt teilhaben	68
6.2	Die neuen Medien nutzen.....	69
6.3	Spezifische Informationen	71
6.4	Fazit.....	75
7	Résumé	77
8	Empfehlungen	89
9	Anhang	95
9.1	Kritik und Anregungen	95
9.2	Zusammenfassende Beurteilung.....	100
9.3	Fragebogen	101
10	Literaturhinweise	119

Das Wichtigste in Kürze

Der vorliegende Bericht gibt Auskunft über die Altersfreundlichkeit der Stadt Bern. Er geht auf ein Mandat des städtischen Alters- und Versicherungsamtes AVA zurück, das sich seinerseits durch das Projekt Age-friendly Cities der Weltgesundheitsorganisation WHO anregen liess. Die Informationen, auf denen der Bericht aufbaut, beruhen in erster Linie auf einer schriftlichen Umfrage und vertiefenden Fokusgesprächen. Daran teilgenommen haben 40 Personen im Alter zwischen 62 und 90 Jahren. Mit einem Sample von 40 Personen kann der Bericht nicht beanspruchen, für alle über 60-jährigen Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt repräsentativ zu sein. Er gibt aber Einblick in verschiedene Lebensaspekte von Menschen, die sich bei aller Verschiedenheit darin gleich sind, dass sie selbständig einen Haushalt führen. Im Mittelpunkt des Berichts stehen die Themenfelder Wohnen, Mobilität, Integration.

Die befragten Personen leben gerne in der Stadt Bern. Sie wohnen in der Regel schon mehrere Jahrzehnte hier oder sind sogar hier aufgewachsen. Zu ihrem Wohlbefinden trägt die Wohnsituation viel bei. Sie verfügen über genügend Wohnraum, können sich die Wohnung leisten und schätzen ihr Wohnumfeld. In den eigenen vier Wänden zu leben, ist ihnen ein ganz zentrales Anliegen – die Wohnung ist Ausdruck ihrer Selbständigkeit. Allerdings leben viele in einem Haus ohne Lift. Die Schwellen innerhalb der Wohnung sind klar die kleineren Hindernisse als die Treppenstufen, die zu bewältigen sind. Die Frage, ob und wie lange die Treppen noch zu schaffen sind, entscheidet in den Augen vieler über den Verbleib in der aktuellen Wohnung. Weniger Sorgen als die Treppen bereitet ihnen die Frage, wie und wo sie – beispielsweise während einer Krankheit oder nach einem Unfall – Hilfe holen können. Sie haben die Erfahrung gemacht, dass mit Spitex oder anderen Unterstützungsangeboten prekäre Situationen überbrückt oder entschärft werden können. Auch wer diesbezüglich nicht über eigene Erfahrungen verfügt, ist zuversichtlich und vertraut darauf, dass mit den vorhandenen Unterstützungseinrichtungen die unabhängige Haushaltssituation aufrecht erhalten werden kann. Dass die befragten Personen zwischen der aktuellen Wohnung und dem Alters- und Pflegeheim wenig Spielraum sehen, hat gute Gründe: Das Angebot an altersgerechten Wohnungen in der Stadt Bern ist klein. Varianten zur aktuellen Wohnung oder zum Heim können sich vor allem einige der jüngeren Personen vorstellen. Sie denken dabei an verschiedene Formen von gemeinschaftlichem Wohnen. Sie wünschen sich, dass die Stadt solche Angebote fördert und unterstützt.

Garantin der Selbständigkeit ist die eigene Mobilität. Die Befragten sind vor allem zu Fuss und mit den öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs. Sie tragen viel dazu bei, ihre Beweglichkeit auf einem möglichst hohen Stand zu erhalten. Sie gehen (laufen) sehr viel, sie wandern, sie turnen, sie schwimmen, sie fahren Velo – auf der Strasse oder auf dem Hometrainer. Sie bewegen sich, weil es Freude macht, aber auch, weil sie sich in der Verantwortung sehen, aktiv für ihre Gesundheit zu sorgen. Für die längeren Strecken brauchen sie Tram und Bus. Das Angebot an öffentlichen Verkehrsmitteln wird intensiv genutzt und sehr geschätzt. Mit kleinen Anpassungen, wie längeren Ein- und Ausstiegsphasen, könnte die Altersfreundlichkeit noch gesteigert werden.

Die Befragten sind Expertinnen und Experten für den öffentlichen Raum, sei es im Quartier oder in der Innenstadt. Gerade wer mit kleinen oder grösseren Einschränkungen beim Gehen oder Sehen leben

muss, nimmt ihn viel aufmerksamer wahr als andere. Geschätzt wird die Barrierefreiheit der Trottoirs. Hier werden einzig das Eis im Winter oder die VelofahrerInnen als Gefahr erlebt. Mehr Probleme bietet die neue Verkehrsführung in der Innenstadt, die so genannten Begegnungszonen. Sie werden weniger als ein fließendes In- und Nebeneinander von verschiedenen VerkehrsteilnehmerInnen gesehen denn als ein mehr oder weniger bedrohliches Chaos erlebt. Wenn es um Planungsfragen geht, ist auch die Beleuchtung ein Thema, bei dem man sich Verbesserungen wünscht. Weitere Themen sind Sitzgelegenheiten und WCs im öffentlichen Raum. Von beidem möchte man mehr.

Die Wohnsituation und die Mobilität tragen zum Wohlbefinden viel bei. Mindestens ebenso wichtig sind die soziale Integration und Partizipation. Auch hier ist viel Positives zu melden. Die allermeisten sehen sich eingebettet in ein dichtes soziales Netz. Zu diesem tragen zum einen die Nachbarschaft und das Quartier viel bei, zum andern die eigenen Kinder und Grosskinder. Einen wichtigen Stellenwert haben die niederschweligen Kontakte, die vor allem die weiblichen Gesprächsteilnehmenden beim Einkaufen erleben. Wer kann, partizipiert, sei es, dass sie alte Bekannte und FreundInnen treffen, sei es dass sie das städtische Kulturangebot oder die Freizeitmöglichkeiten im Quartier nutzen. Dabei geht es sowohl um Anlässe, die sich an eine breite Öffentlichkeit wenden, wie auch um solche, die sich spezifisch an ihre Altersgruppe wenden. Bei letzteren werden insbesondere die Kirchgemeinden und Pfarreien sowie Pro Senectute als Veranstalterinnen geschätzt.

Ein wunder Punkt ist für viele die Sicherheit. Dazu gehört neben Aspekten, die unter dem Stichwort Verkehrssicherheit zusammengefasst werden können, die Angst davor, Opfer von kriminellen Handlungen zu werden. Das führt dazu, dass sich eine ganze Reihe der befragten Personen ohne Begleitung abends nicht mehr trauen die Wohnung zu verlassen. Nicht bei allen, die es vorziehen, abends in den eigenen vier Wänden zu bleiben, ist jedoch Angst der bestimmende Faktor. Einige weisen darauf hin, dass ihr Wunsch wegzugehen nicht mehr so gross sei. Wichtig wäre es, wählen zu können: Denjenigen, die weiterhin gerne ins Theater oder ins Konzert gehen würden, sollte dies ermöglicht werden, auch wenn ihnen dafür kein Auto zur Verfügung steht oder das Taxi zu teuer ist. Kann dafür eine Lösung gefunden werden, wäre dies ein Faktor, der die Altersfreundlichkeit der Stadt zusätzlich erhöhen würde.

Die eilige Leserin, der eilige Leser findet am Schluss jedes Kapitels ein kurzes Fazit und in Kapitel 7 eine Zusammenfassung. Die Empfehlungen folgen in Kapitel 8.

1 Rahmenbedingungen

Ausgangslage

Den Auftrag zum vorliegenden Bericht über die Altersfreundlichkeit der Stadt Bern hat das Alters- und Versicherungsamt AVA der Direktion für Bildung, Soziales und Sport erteilt. Ziel ist es aufzuzeigen, inwiefern die Stadt Bern altersfreundlich ist und wo allenfalls Verbesserungen vorgenommen werden sollten. Damit nimmt die Stadt Bern eine Initiative der Weltgesundheitsorganisation WHO auf: Diese hat in Zusammenarbeit mit weltweit 33 Städten eine Checkliste¹ der wichtigsten Merkmale altersfreundlicher Städte entwickelt.

Begrifflichkeit

Der Begriff *Altersfreundlichkeit* lehnt sich im Folgenden an die von der WHO im *Vancouver Protocol* von 2007 verwendete Umschreibung an. Eine altersfreundliche Stadt

*anerkennt die grosse Heterogenität zwischen den älteren Menschen,
fördert den Einbezug und die Partizipation älterer Menschen in sämtlichen Belangen des kommunalen Lebens,
respektiert die Entscheidungen und die Wahl des Lebensstils,
antizipiert altersbedingte Bedürfnisse und Präferenzen und reagiert flexibel darauf.²*

Zum Vorgehen

Die vorliegende Erhebung orientiert sich am WHO-Konzept und profitiert von den dort gemachten Erfahrungen. Insbesondere wurden die (zusammen mit dem AVA angepasste) Checkliste sowie die Methodik der quartierbezogenen Fokusgespräche übernommen. Aufgrund der umfangreichen Checkliste haben wir ein zweistufiges Verfahren gewählt: Die gut 40 TeilnehmerInnen³ waren vor den Gesprächen in den Fokusgruppen eingeladen, 128 Aussagen zur Altersfreundlichkeit der Stadt Bern in sieben Bereichen zu beurteilen (öffentlicher Raum und Gebäude; Transport und Mobilität; Wohnen; Teilnahme am öffentlichen Leben; freiwillige und bezahlte Arbeit; Unterstützung durch Pflege- und Gesundheitsdienste; Information). Den Fragebogen mit den Antworten (Häufigkeiten) finden Sie im Anhang.

¹ World Health Organization (2007): Checklist of Essential Features of Age-friendly Cities, o.O.

² World Health Organization (2007): WHO Age-friendly Cities Project Methodology. Vancouver Protocol, o.O., S. 3.

³ Der Fragebogen wurde an 48 Personen verschickt. 40 von ihnen haben den Fragebogen zwischen Mitte November und Mitte Dezember 2009 beantwortet. Die Fokusgespräche fanden zwischen dem 18. und dem 22. Januar in den Stadtteilen 2 bis 6 statt. Teilgenommen haben 35 Personen. Die jeweils rund zweistündigen Fokusgespräche wurden von Mitarbeitenden des AVA aufgenommen und transkribiert.

Die Resultate der schriftlichen Befragung waren leitend für die Themensetzung in den Fokusgesprächen. So vertieften wir beispielsweise aufgrund der hohen Zustimmung zur Aussage „In meinem Quartier fühle ich mich gut integriert“ die Fragen, welches die Voraussetzungen dafür sind, sich zugehörig zu fühlen – und was erfüllt sein muss, damit die TeilnehmerInnen sich am gesellschaftlichen Leben beteiligen. Die hohe Wohnzufriedenheit einerseits und die Feststellungen andererseits, dass die Wohnungen mehrheitlich nicht rollstuhl- oder rollatorgängig sind und viele Personen bei Bedarf in ihrem Quartier eher keine andere – altersgerechte oder kleinere – Wohnung finden würden, veranlasste uns, in den Gruppendiskussionen danach zu fragen, wie sich die TeilnehmerInnen ihre Wohnsituation im Zeitraum von fünf Jahren vorstellen. Der vorliegende Bericht verknüpft dementsprechend die Ergebnisse der Umfrage mit den Erkenntnissen aus den Fokusgesprächen. Es kommen damit persönliche Erfahrungen und konkrete Erlebnisse, Ressourcen und Strategien zur Alltagsbewältigung ebenso zur Sprache wie Sorgen und Befürchtungen. Ergänzt werden diese qualitativen Ergebnisse mit statistischen Aussagen aus der Einwohnerbefragung der Stadt Bern von 2007: Die Antworten der über 60-jährigen BewohnerInnen wurden für die vorliegende Erhebung sekundärstatistisch ausgewertet.⁴

Zum Inhalt

Im vorliegenden Bericht geht es um die ältere Bevölkerung in der Stadt Bern. In zahlreichen Zitaten⁵ kommen die GesprächsteilnehmerInnen direkt zu Wort. Aus der Befragung dieser 40 Personen ist eine Momentaufnahme entstanden, die Hinweise darauf gibt, in welchen Bereichen das städtische Angebot und Umfeld als altersfreundlich empfunden und wo Verbesserungen oder Neuerungen als nötig erachtet werden. In *Kapitel 2* werden die Auskunftspersonen bezüglich Geschlecht, Lebensform, Verweildauer in Bern, Muttersprache und Einkommen kurz beschrieben. Weder ihre Zahl noch ihre soziodemografischen Merkmale erheben den Anspruch, ein für die ganze ältere Bevölkerung Bern repräsentatives Bild abzugeben. Hingegen decken die befragten Personen ein breites Altersspektrum ab und sie verteilen sich relativ gleichmässig auf die Stadtteile 2 bis 6. Nicht einbezogen wurde der Stadtteil 1, die Innenstadt. Die TeilnehmerInnen wurden rekrutiert durch das AVA (Anfragen bei Quartierzentren, Kirchgemeinden) und durch den Rat der Seniorinnen und Senioren. An den Befragungen nicht direkt beteiligt waren Personen, die in Alters- oder Pflegeheimen leben. Ergänzende Hinweise steuern deshalb zwei Fachpersonen aus dem stationären und ambulanten Betreuungs- und Pflegebereich bei.

In den folgenden vier Kapiteln werden die Ergebnisse aus der Umfrage und aus den Fokusgesprächen präsentiert. *Kapitel 3* beschäftigt sich mit der aktuellen Wohnsituation und thematisiert die Fragen, wie diese aufrecht erhalten werden kann und welche Alternativen angedacht werden. In *Kapitel 4* geht es einerseits darum, was die befragten Personen alles vorkehren, um körperlich beweglich zu bleiben. Andererseits wird der öffentliche Raum näher untersucht und danach gefragt, wie man sich darin bewegt,

⁴ Anna Borkowsky (2010): Altersfreundliche Stadt. Sekundärstatistische Analyse der Befragung Lebensqualität Bern 2007, Bern.

⁵ Einige Zitate sind mit dem Ziel, ihre Verständlichkeit zu erhöhen, leicht bearbeitet worden. Einzelne Zitate werden mehrmals verwendet.

welche Verkehrsmittel genutzt werden, wo Hindernisse bzw. Verbesserungsmöglichkeiten bestehen. *Kapitel 5* beschreibt, wie Integration und Partizipation zustande kommen und erlebt werden. Es geht einerseits um Themen wie Lebensmittelpunkt und Tätigkeitsfelder, andererseits um die sozialen Netze, die Integration herstellen. In den *Kapiteln 4* und *5* werden jeweils auch die Bedeutung von Wohnquartier und Innenstadt beschrieben. In *Kapitel 4* stehen dabei Mobilitätsaspekte im Vordergrund, in *Kapitel 5* geht es in erster Linie um die soziale Bedeutung dieser Räume. Das *Kapitel 6* handelt davon, wie sich die befragten Personen informieren, wie stark sie dabei auch neue Medien gebrauchen und welchen Informationsbedarf sie bezüglich altersspezifischer Einrichtungen und Angebote haben.

Schliesslich bringt *Kapitel 7* eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der vorangehenden Kapitel. Die Empfehlungen folgen in *Kapitel 8*. Sie richten sich an die Stadt Bern und ihre Leistungserbringer. Der *Anhang* enthält neben dem Fragebogen auch eine Liste mit Wünschen und Anregungen, welche die Befragten in der Umfrage und in den Fokusgesprächen geäussert haben. Hier finden Sie ebenfalls eine grafische Darstellung (*Abbildung 23*) zu den Meinungen, welche die Befragten im Fragebogen unter dem Titel *Zusammenfassende Beurteilung* abgegeben haben.

Dank

Unser Dank geht an Nicole Stutzmann (Projektleiterin), Urs Leuthold, Erika Hügli und Fabienne Käser vom AVA. Ihnen danken wir für die sehr angenehme Zusammenarbeit und die vielfache Unterstützung, die sie uns gewährt haben. Ohne das grosse Engagement der 40 Bernerinnen und Berner, die den Fragebogen ausgefüllt und/oder an den Fokusgesprächen teilgenommen haben, hätte dieser Bericht nicht verfasst werden können. Wir danken ihnen für die Grosszügigkeit, mit der sie uns und die weiteren Gruppenmitglieder an ihrem Leben teilhaben liessen. In unseren Dank einschliessen möchten wir Agathe Müller, Pflegedienstleiterin im Domicil Mon Bijou in Bern und Geneviève Müller, Mitarbeiterin von Spitex Bern-West/Kreis Bümpliz. Sie beide haben uns in einem längeren Gespräch Einblick in die Situation von älteren Menschen gegeben, die Pflege und Betreuung brauchen. Beat Brand von der Domicil AG hat uns neue aktuelle Zahlen über die Domicil-Heime zur Verfügung gestellt und Christine Gross, Mitarbeiterin bei der städtischen Präsidialdirektion, Unterlagen zu den Wohnbauten in der Stadt Bern. René Imhof danken wir für seine Unterstützung bei der Auswertung des Fragebogens.

2 Die Auskunftspersonen

Eigentlich müsste man nicht davon ausgehen, Senioren sind eine Gruppe und zwar eine homogene, sondern das ist eben eine heterogene Gruppe.

Wie bereits erwähnt, sind die Ergebnisse dieses Berichts nicht repräsentativ für die ältere Bevölkerung in der Stadt Bern. Vielmehr geht es um eine Momentaufnahme, zu der rund 40 Personen ihre Meinungen beigetragen haben. Im Folgenden werden diese Personen kurz zu beschreiben. Die Basis dafür bilden in erster Linie die Ergebnisse aus der schriftlichen Befragung.⁶

Geschlecht

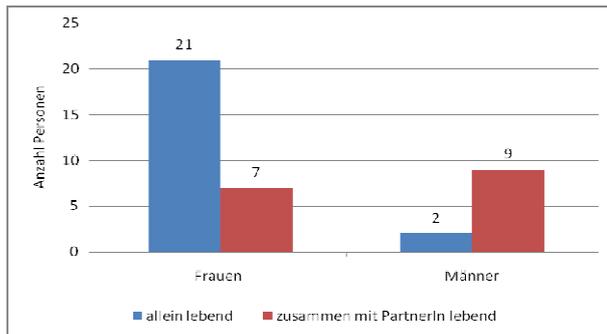
Sowohl bei der schriftlichen Befragung wie auch bei den Fokusgruppen haben mehrheitlich Frauen teilgenommen. Den Fragebogen haben 29 Frauen und 11 Männer ausgefüllt, und an den fünf Gesprächen haben insgesamt 28 Frauen und 7 Männer teilgenommen. Die Frage, ob und in welchen Punkten der vorliegende Bericht als stark weiblich geprägt gelesen werde muss, kann nicht abschliessend beantwortet werden. Exemplarische Auswertungen lassen jedoch vermuten, dass es bezüglich der hier angesprochenen Themen keine grossen Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt bzw. ein anderes methodisches Vorgehen gewählt werden müsste, wenn das Interesse sich primär auf die Identifikation von geschlechtsspezifischen Mustern richten würde. Sie würden sich – wie bei andern Altersgruppen auch – mit Sicherheit feststellen lassen.

Lebensform

Der Bericht sagt primär etwas aus über Personen, die gesundheitlich in der Lage sind, einen eigenen Haushalt zu führen. Alle befragten Personen leben in einem Privathaushalt, entweder allein oder mit der Partnerin, dem Partner zusammen. Wie die *Abbildung 1* zeigt, leben die Frauen mehrheitlich allein, die Männer mehrheitlich zusammen mit ihrer Partnerin. Ein Teil der allein lebenden Personen – das zeigt sich in den Fokusgesprächen – ist verwitwet.

⁶ Nicht alle, die den Fragebogen beantwortet haben, sind zu den Gruppengesprächen gekommen und nicht alle, die an diesen teilgenommen haben den Fragebogen ausgefüllt. Sie werden hier und im Folgenden als *eine* Gruppe behandelt. Zahlen beziehen sich in der Regel auf die Ergebnisse aus den Fragebögen.

Abbildung 1 Lebensform nach Geschlecht



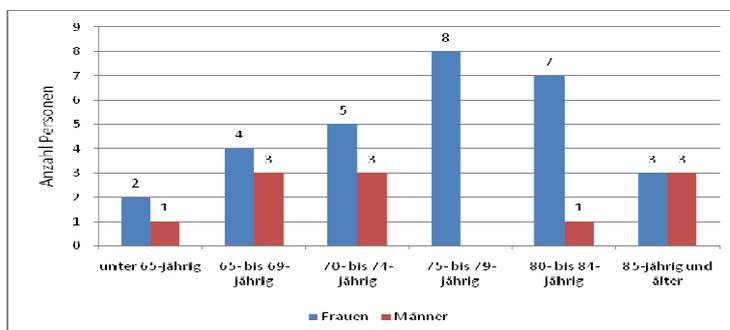
N=39

In den Fokusgruppen war der Anteil an alleinlebenden Personen höher als im städtischen Durchschnitt. Gemäss der sekundärstatistischen Auswertung zum Lebensqualitätsbericht lebten 2007 40 Prozent der über 60-Jährigen allein in einem Haushalt. Die gleiche Quelle zeigt: Fünf von sechs Alleinlebenden sind Frauen, und von den Frauen leben mehr als die Hälfte – nämlich 56 Prozent – allein.⁷

Alter

Die den Fragbogen beantwortenden Personen decken bezüglich Alter eine breite Spanne ab: Die jüngste hat Jahrgang 1948, die älteste Jahrgang 1920. Dazwischen liegen fast 30 Jahre. Wie die *Abbildung 2* zeigt, sind die Frauen in allen Altersgruppen vertreten, wogegen die Männer bei den 75- bis 79-Jährigen⁸ fehlen.

Abbildung 2 Altersverteilung nach Geschlecht



N=40

⁷ Anna Borkowsky (2010): Altersfreundliche Stadt. Sekundärstatistische Analyse der Befragung Lebensqualität Bern 2007, Bern, S. 6.

⁸ Die schriftliche Befragung hat Ende des Jahres 2009 stattgefunden. Die Altersangaben beziehen sich deshalb auf das Jahr 2009.

Insgesamt machen diejenigen Personen, die 60-jährig oder älter sind einen Drittel der Wohnbevölkerung der Stadt Bern aus.⁹

Leben in Bern

Das durchschnittliche Alter der Personen, die den Fragebogen beantwortet haben, beträgt 75.5 Jahre. Davon haben sie durchschnittlich 54 Jahre in Bern verbracht. Lediglich eine Person gibt an, dass sie weniger als 10 Jahre ihres Lebens in Bern verbracht hat. 6 von 40 Personen leben seit ihrer Geburt in Bern. Die sekundärstatistische Auswertung der Daten zum Lebensqualitätsbericht bestätigt, dass in den Fokusgruppen keine einseitige Auswahl von „Eingeborenen“ zusammengekommen ist: Die durchschnittliche Verweildauer in Bern beträgt 43 Jahre für die 60-69-Jährigen, 51 Jahre für die 70-79-Jährigen und 59 Jahre bei den über 80-Jährigen.¹⁰

Stadtteile

Die Basis für die schriftliche Befragung und die Fokusgruppe waren die Stadtteile, wobei die Innenstadt nicht einbezogen worden ist. Die Stadtteile, die jeweils mehrere Quartiere umfassen, haben für die Befragung vor allem eine organisatorische Funktion. Für die Auswertung spielen sie kaum eine Rolle. Was aber interessiert, ist ganz allgemein die soziologische Funktion des Quartiers. Davon wird in den Kapiteln 4 und 5 ausführlich die Rede sein.

Muttersprache

Eines der wenigen soziodemografischen Merkmale, die im Fragebogen erhoben worden sind, ist die Muttersprache. 5 von 40 Antwortenden geben eine andere Sprache als Deutsch an, nämlich zwei Personen Französisch sowie je eine Italienisch, Romanisch und Englisch. Sie haben alle den grössten Teil ihres Lebens in Bern verbracht: von durchschnittlich 77 Jahren deren 54.

Die Nationalität wurde nicht erhoben. In den Fokusgruppen haben zwei Personen darauf hingewiesen, dass sie ausländischer Herkunft sind. Gemäss der sekundärstatistischen Auswertung zum Lebensqualitätsbericht hatten 2007 9 Prozent keinen Schweizer Pass.¹¹

⁹ Anna Borkowsky (2010): Altersfreundliche Stadt. Sekundärstatistische Analyse der Befragung Lebensqualität Bern 2007, S. 4.

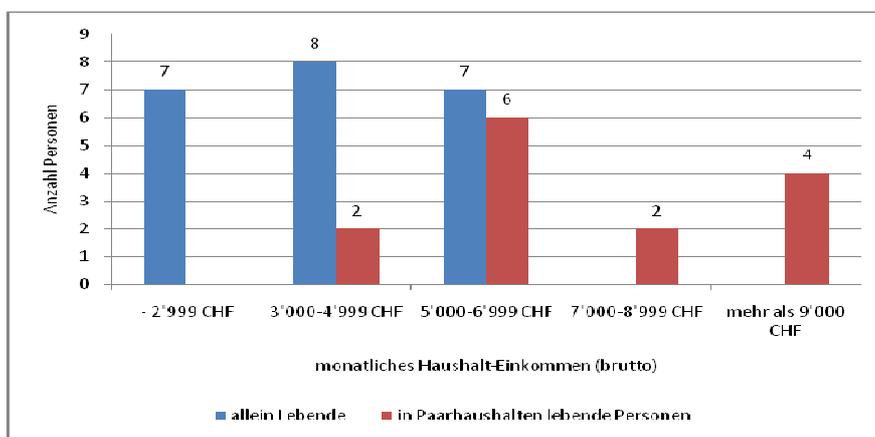
¹⁰ Ebenda, S. 8.

¹¹ Ebenda, S. 4.

Einkommen

Wie bereits erwähnt, wird die soziale Sicherung in diesem Bericht nur unter dem Aspekt von Integration/Partizipation thematisiert. Nicht zur Sprache kommt die ökonomische Situation. Einen Hinweis darauf gibt lediglich die im Fragebogen summarisch erhobene Einkommensgrösse. Die entsprechenden Angaben sind in *Abbildung 3* aufgeführt. Sie zeigen, dass die verfügbaren Hauhalteinkommen relativ breit gestreut sind. Eine Konzentration ist bei den mittleren Beträgen festzustellen.

Abbildung 3 *Hauhalteinkommen*



N=36

Die sekundärstatistische Auswertung der Lebensqualitäts-Daten von 2007 kommt bei der städtischen Bevölkerung ab 60 Jahren auf ein durchschnittliches Hauhalteinkommen von 3'600 CHF pro Monat.¹²

Alle gleich, alle anders?

Die zu Kapitelbeginn zitierten Aussagen aus den Fokusgruppen zeigen den Spannungsbogen, wenn es darum geht, die befragten Personen als eine Gruppe zu beschreiben. Nebst dem, dass sie alle als Individuen auf unterschiedliche Biographien zurückblicken, zeigt ein Blick auf ihre Jahrgänge, dass sie sich auch in ihren überindividuellen Prägungen unterscheiden. Die Ältesten unter ihnen sind in der Zwischenkriegszeit aufgewachsen und haben die grosse Wirtschaftskrise der 30er-Jahre sowie den Zweiten Weltkrieg als Jugendliche oder junge Erwachsene erlebt. Die Jüngsten hingegen sind nach dem Krieg geboren und als die so genannten 68er in einer Phase starker wirtschaftlicher Prosperität aufgewachsen. In diesem Zeitraum hat sich vieles grundlegend verändert. Um nur einige Beispiele zu nennen: Es sind neue Lebensformen entstanden, die Bildungsbeteiligung ist rasant gestiegen, die Rolle der Geschlechter hat sich stark verändert, die Gesellschaft ist mobiler geworden etc. – die jüngsten könnten die Kinder der ältesten Gesprächsteilnehmenden sein. Zur Heterogenität trägt auch bei, dass sich die Teilnehmenden bezüglich ihrer sozialen und kulturellen Herkunft unterscheiden. Die einen sind in Bern aufgewachsen,

¹² Ebenda, S. 15.

andere als AusländerInnen in die Stadt gekommen. Trotzdem, es gibt auch einige Gemeinsamkeiten: Die allermeisten sind aus dem Arbeitsleben ausgestiegen und können dadurch souveräner über ihre Zeit verfügen. Die meisten haben ihr ganzes Leben oder zumindest beträchtliche Teile davon in einer städtischen Umgebung verbracht. Wenn auch nicht mehr alle gleich mobil sind, so ist allen gemeinsam, dass sie einen grossen Grad an Selbständigkeit haben, wohnen sie doch alle in einer „eigenen“ Wohnung.

3 Wohnen und Wohnumfeld

Man sollte die Probleme dann lösen, wenn sie anstehen.

Die Wohnung wird mit zunehmendem Alter für viele zum Lebensmittelpunkt. Sie erhält – wie es François Höpflinger formuliert –

eine hohe affektive und emotionale Bedeutung. Im höheren Lebensalter werden Wohnung und Wohnort – als Orte des vollzogenen Lebens mit seinen Höhen und Tiefen – häufig zu zentralen Verortungspunkten des eigenen Lebens.¹³

Im vorliegenden Kapitel werden verschiedene Aspekte der Wohnsituation angesprochen. Zum einen geht es um statistische Eckwerte sowie um die Zufriedenheit mit der aktuellen Wohnsituation. Zum anderen geht es um die Zukunftsvorstellungen derjenigen Personen, die an den Fokusgesprächen teilgenommen haben.

3.1 Wohnen heute

Eckdaten

Eine Spezialauswertung der Daten aus der 2007er Befragung der städtischen Bevölkerung zur Lebensqualität zeigt folgendes Bild: Den über 60-jährigen EinwohnerInnen der Stadt Bern stehen durchschnittlich 2.3 Zimmer pro Person zur Verfügung. Pro Zimmer bezahlen sie rund 400 CHF. Ein Drittel von ihnen sind EigentümerInnen ihrer Wohnung oder ihres Hauses. Die älteren BewohnerInnen verfügen öfter als die jüngeren über Wohneigentum. Sie haben pro Person auch mehr Wohnfläche zur Verfügung und zahlen günstigere Mieten. Allerdings macht die Miete bei den Älteren mit 30 Prozent des Haushalteinkommens einen höheren Anteil aus als bei den Jüngeren, die im Durchschnitt 24 Prozent für das Wohnen ausgeben. Insgesamt 79 Prozent der älteren Personen geben an, mit ihrer Wohnsituation sehr zufrieden zu sein, weitere 19 Prozent sind eher zufrieden damit. Es bleiben also gerade noch 2 Prozent, die damit nicht zufrieden sind. Der Anteil derjenigen, die mit ihrer Wohnsituation sehr zufrieden sind, ist bei den Älteren höher als bei der jüngeren Bevölkerung. Die Zufriedenheit mit der Wohnsituation wird positiv beeinflusst durch Wohneigentum, die wirtschaftliche Lage, die Ausbildung und die Nachbarschaft.¹⁴

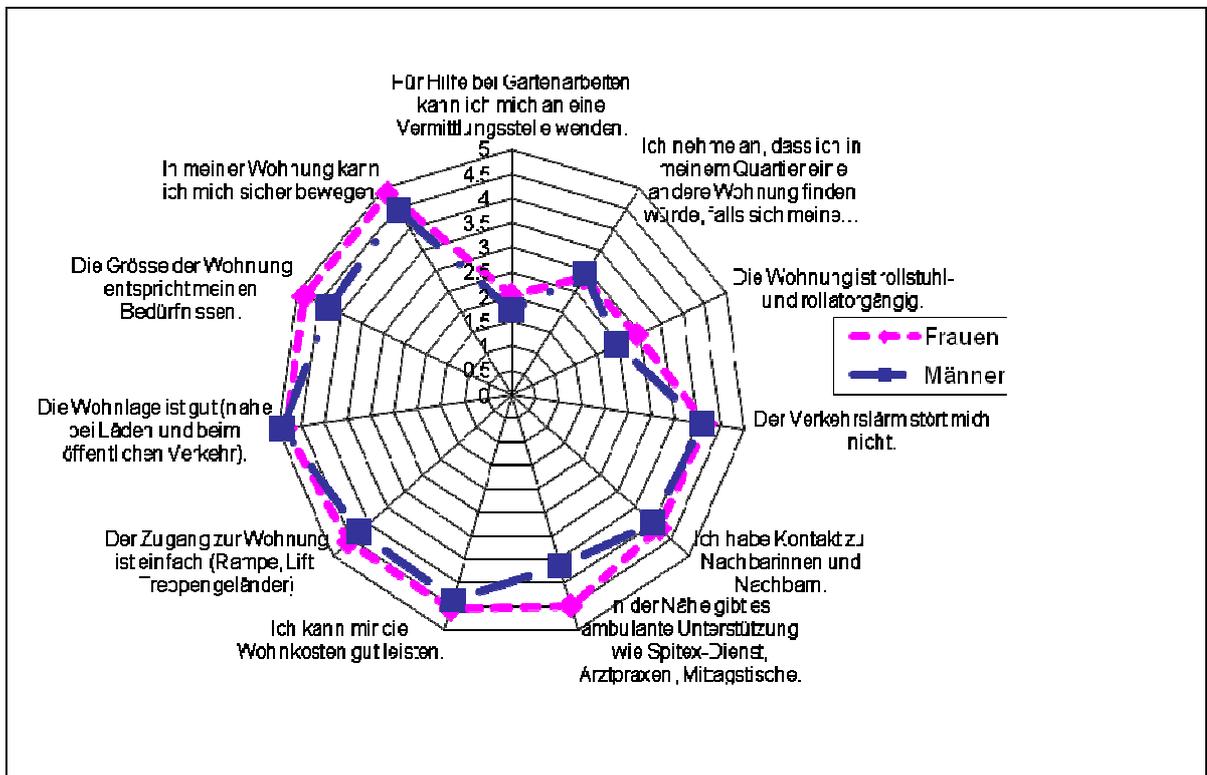
Im Vorfeld der Fokusgespräche wurden den Teilnehmenden zum Thema Wohnen die in *Abbildung 4* aufgeführten 11 Aussagen zur Bewertung vorgelegt. Hohe Durchschnittswerte erreichten die Bewegungssicherheit in der Wohnung, deren Grösse und Lage, der Zugang zur Wohnung sowie ihre Kosten.

¹³ François Höpflinger (2009): Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter. Age Report 2009, Zürich, S. 13.

¹⁴ Anna Borkowsky (2010): Altersfreundliche Stadt. Sekundärstatistische Analyse der Befragung Lebensqualität Bern 2007, Bern, S. 9ff.

Am andern Ende der Skala liegen die Werte für Aussagen zur Entlastung bei den Gartenarbeiten¹⁵, zum Wohnungswechsel innerhalb des Quartiers und zur Rollator- und Rollstuhlgängigkeit der Wohnung. Am Schluss des Fragebogens wurde zusammenfassend auch nach der Zufriedenheit mit der Wohnsituation gefragt. 35 von 40 Personen haben die Aussage „Mit meiner Wohnsituation bin ich zufrieden“ mit „trifft zu“ beantwortet, weitere mit 5 mit „trifft eher zu“, und eine Person war der Meinung, dies treffe auf sie eher nicht zu. Das heisst: Auch bei dieser Befragung ist ein sehr hoher Grad an Zufriedenheit mit der Wohnsituation feststellbar.

Abbildung 4 Beurteilung der Wohnsituation, nach Geschlecht



N=40; von einer Aussage ist der Text nicht vollständig abgebildet. Sie lautet: „Ich nehme an, dass ich in meinem Quartier eine andere Wohnung finden würde, falls sich meine Bedürfnisse ändern sollten.“

¹⁵ Die tiefen Werte betreffend die Entlastung der Gartenarbeiten sind vor allem darauf zurückzuführen, dass fast drei Viertel der Antwortenden solche Angebote entweder nicht kennen oder nicht benötigen. Sie haben die entsprechende Aussage mit „weiss nicht“ beantwortet oder keine Angabe gemacht.

Wie sieht die Zukunft aus?

Das Thema Wohnen war auch Gegenstand der Fokusgespräche. Dabei ging es in erster Linie um Zukunftsperspektiven. Die Frage, wo sie in fünf oder zehn Jahren wohnen werden, ist von der Mehrheit der Gesprächsteilnehmenden nach dem folgenden Muster beantwortet worden:

Ich möchte (...) so lange es geht in meinen eigenen vier Wänden bleiben.

Die meisten wünschen sich also, die aktuelle Wohnsituation so lange wie möglich beizubehalten. Die Frage, weshalb dieser Wunsch im Vordergrund steht, wurde nicht direkt angesprochen. In den Gesprächen wird beiläufig vor allem der Aspekt der Vertrautheit mit der Wohnung bzw. dem Wohnumfeld thematisiert:

In der eigenen Wohnung weiss man, wo die Sachen sind.

Wie das folgende Beispiel zeigt, fällt auch die Wohnungsumgebung ins Gewicht:

Ich bin hier im Quartier aufgewachsen und wohne schon immer in diesem Quartier, bis auf die sechs Jahre, als wir frisch verheiratet waren (...), man hat viele Leute, welche man sieht. Man weiss nicht, wie sie heissen. Sie grüssen einen (...) und ich könnte mir das nicht vorstellen, in ein anderes Quartier umzuziehen. Mir würde das fehlen. Eben auch solche Leute, man hat keine Ahnung, wie sie heissen, man hat keine Ahnung, wo sie wohnen. Aber durch das viele Sehen grüsst man einander.

Mögliche Hindernisse

Was könnte den Ausschlag für eine Veränderung der Wohnsituation geben? In diesem Zusammenhang werden vor allem Treppen genannt bzw. die Befürchtung, die Stufen eines Tages vielleicht nicht mehr zu schaffen. Auffallend viele Personen wissen genau, wie viele Stufen sie bis zur Wohnungstür oder innerhalb der eigenen vier Wände zu überwinden haben. Dazu eine Illustration:

So lange ich noch die 23 Stufen schaffe bis in die Wohnung, dann geht es noch.

Die Anzahl der Stufen ist irgendwann ins Bewusstsein gerückt, und ihre Bewältigung dient nun als Gradmesser für die eigene Befindlichkeit. Vorderhand meistern noch alle GesprächsteilnehmerInnen diese Treppen. Es scheint auch der feste Wille verbreitet, ihnen zu trotzen. Besonders eindrücklich zeigt dies das folgende Votum:

Ich muss noch acht Tritte hoch. Und wenn ich diese nicht mehr schaffe, dann krieche ich hinauf. Und acht Tritte kann ich auch in einer Stunde [machen], ich habe ja Zeit.

Dieses Beispiel macht auch deutlich, zu welchem Berg diese acht Stufen werden können.

Die Äusserung stammt im Übrigen von einer Person, die in einem Haus mit Lift wohnt. Auch der Lift ist kein garantiertes Wundermittel gegen Treppen, wenn sein Zugang – wie hier – zwischen den Stockwerken angelegt ist. Generell lässt sich sagen, dass es in der Stadt Bern nur eine beschränkte Zahl von

Wohnhäusern mit Liftanlagen gibt. Das zeigt sich auch in den Gesprächen. Es ist eine Minderheit, die einen Lift zur Verfügung hat, erst recht einen, der auf und nicht etwa zwischen den Wohnstockwerken hält.

Genauere Zahlen zu Wohneinheiten mit Lift sind für die Stadt Bern nicht verfügbar. Aufschluss kann aber das Alter der Wohnungen geben. In Bern stammen sie fast zur Hälfte aus der Zeit vor 1946 und zu insgesamt 70 Prozent aus den Jahren vor 1960,¹⁶ also aus einer Zeit, in der die Erschliessung mit Lift noch nicht zum Standard gehörte. Mittlerweile bietet das von der Bundesversammlung Ende 2002 verabschiedete Behindertengleichstellungsgesetz Gewähr dafür, dass inskünftig alle neuen Wohngebäude mit mehr als acht Wohneinheiten auch für Menschen mit Behinderungen zugänglich sein müssen.¹⁷ Der Einbau von Liften wird bei Mehrparteienhäusern also obligatorisch.

Das vergleichsweise hohe Durchschnittsalter der Wohnhäuser in der Stadt Bern bringt ein weiteres Problem mit sich: Es stehen viele Renovierungen an. Ein Beispiel dafür ist die so genannte Eisenbahnersiedlung aus den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg. Gerade zwei Personen aus einer Fokusgruppe droht mit dieser an sich verdienstvollen Sanierung, dass sie zumindest vorübergehend aus ihren Häusern ausziehen müssen. Die Umbauzeit ist nicht das einzige Problem, das sie zu gewärtigen haben. Die Renovierungen ziehen auch eine Mietzinserhöhung nach sich. Beide Phänomene sind typisch für Wohnhäuser, die saniert werden.¹⁸ Der Eisenbahner-Baugenossenschaft muss zugute gehalten werden, dass sie für die älteren BewohnerInnen spezielle Regelungen vorsieht. Ihre Häuser kommen bei den Sanierungsarbeiten erst ab 2015 an die Reihe. Doch der verbleibende Zeitraum wird für die Betroffenen immer kürzer und absehbarer.

Eine im Rahmen der Erhebung befragte Leitungsperson eines Domicil-Standortes¹⁹ bestätigt, ab und zu mit dem Renovationsproblem konfrontiert zu werden. Die anstehende Renovation könne dazu führen, dass Personen die eigene Wohnung früher als beabsichtigt aufgeben und in ein Altersheim umziehen.

(Renovations)kündigungen sind für alle unangenehm. Ältere MieterInnen erleben diese oft als bedrohlich, weil sie mit den Wohnungen, in denen sie zum Teil schon mehrere Jahrzehnte lang gelebt haben, ein gutes Stück ihrer Biografie verbindet. Ein Umzug lässt deshalb einen Teil ihrer Geschichte verschwinden. Zudem ist ein Umzug physisch beschwerlich. Schliesslich ist damit zu rechnen, dass die neue Wohnung teurer sein wird als die aktuelle.

¹⁶ Gemeinderat der Stadt Bern (2010): Wohnstadt Bern 2012, Bern, S. 8. Diese Angaben stammen aus den Volkszählungsdaten für das Jahr 2000. Im schweizerischen Mittel stammen die Wohnungen zu 30 Prozent aus der Zeit vor 1946 und zu 44 Prozent wurden sie von 1960 gebaut.

¹⁷ Vgl. dazu Artikel 3 Buchstabe c des Bundesgesetzes über die Beseitigung von Benachteiligungen von Menschen mit Behinderungen (Behindertengleichstellungsgesetz, BehiG) vom 13. Dezember 2002.

¹⁸ Vgl. dazu auch Daniel Volanthen: Eisenbahnersiedlung plant sanften Umbau, in: Der Bund, 4. März 2010.

¹⁹ Die Domicil AG ist die grösste Anbieterin in der Stadt Bern an kantonal bewilligten Pflegeheimplätzen. Ihr Angebot verteilt sich innerhalb des Stadtgebietes auf 15 Standorte.

Hindernisse, um in der vertrauten Wohnung zu bleiben, können nicht nur Treppen und Renovationen bieten, sondern auch die Beschaffenheit der weiteren Umgebung. Typisch für die bernische Topografie sind die zum Teil sehr steilen Aarehänge. In den Fokusgesprächen werden sie vor allem für die Gebiete Tiefenau, Rossfeld und Altenberg-Rabbental angesprochen. Im gleichen Kontext wird das Gebiet rund um die Friedenskirche erwähnt. Eine Gesprächsteilnehmerin verweist darauf, dass sie ganze 98 Treppenstufen bewältigen muss, um die öffentlichen Verkehrsmittel zu erreichen oder um einkaufen zu gehen. Dass aus diesen vielen Stufen eines Tages eine unüberwindliche Hürde werden kann, möchte sie nicht ausschliessen.

Strategien zur Erhaltung des status quo

Zum Problem können nicht nur der Zugang zur Wohnung oder das mehrstöckige Einfamilienhaus werden, sondern auch die Schwellen zwischen den Räumen, die für einen Rollator oder einen Rollstuhl zu engen Türrahmen oder die für die Verwendung solcher Hilfsmittel zu kleinen Räume. In der schriftlichen Umfrage beurteilen nur 13 von 40 Antwortenden ihre Wohnung als mehr oder weniger rollator- und rollstuhlgängig. Doch in den Gesprächen zeigt sich, dass man solchen Barrieren weniger Gewicht beimisst als etwa den Treppen. Dafür werden in den Gesprächen Begründungen geliefert. Eine Frau, die vor kurzem umgezogen ist, meint:

Bei Küche und Bad hat es solche Absätze, und dort habe ich ein bisschen Mühe gehabt. Ich weiss jetzt aber, wie ich es machen muss. Jetzt ist es nicht mehr schlimm.

In eine ähnliche Richtung geht die Bemerkung einer Gesprächsteilnehmerin, die auf eine Gehhilfe angewiesen ist:

Den Rollator brauche ich in der Wohnung gar nicht. Da laufe ich ohne etwas herum. Ich kann mich überall halten, wenn es nötig ist.

Beide sehen die Hindernisse innerhalb der Wohnung als bewältigbar an. Man kann sich damit einrichten. Sich mit einer gegebenen, stabilen und berechenbaren Situation zu arrangieren, ist auch eine Facette des oben erwähnten Vertrautseins mit der Wohnung. Das Vertrautsein ist offensichtlich nicht nur als eine emotionale Dimension zu verstehen, sondern beinhaltet auch ganz praktische Dinge und ist eine Basis für Alltagsstrategien.

Um noch kurz bei den Schwellen zu verbleiben. In der Sicht der GesprächsteilnehmerInnen gehören sie in den Bereich dessen, was mit baulichen Massnahmen zu bewältigen ist:

Wir haben einen sehr toleranten Hausmeister, und wenn ich dem sagen würde, hör mal, ich brauche einen Rollator, könntest du die Schwellen wegnehmen, das wäre wohl schon zu machen.

Eine andere Gesprächsteilnehmerin hat diese Anpassungen bereits gemacht:

Wir haben ein Haus. Und seit mein Mann krank war, ist es rollstuhlgängig.

Erwähnt wird auch ein Handlauf:

Ich habe einen Handlauf einbauen lassen, in meinem Häuschen. Am Abend, wenn ich sehr müde bin, nehme ich den Lift. Das geht so: [Ich] packe den Handlauf, ziehe mich rauf (...) Das geht dann wie der Blitz.

Oder speziell auf Sehbehinderungen ausgerichtete Anpassungen:

Die Sehbehindertenorganisation. Die hat mir sehr geholfen. Die hat mir diese Lampe gegeben. So eine quere Lampe und die Brille mit einer Lupe dran. (...) Und dann haben sie mir auch gesagt, was man in der Wohnung alles machen könnte, und dann sind wir in die Küche und dann hat sie mir beim Herd auf alle Schalter einen Gummiknopf draufgetan, und jetzt weiss ich, wann es abgelöscht ist (...) also das ist wunderbar, die kann ich nur empfehlen, diese Sehbehindertenstelle.

Solche kleinen baulichen Eingriffe – ob ausgeführt oder geplant – scheinen allerdings nicht sehr verbreitet zu sein, nur wenige Personen haben davon berichtet. Das mag damit zusammenhängen, dass sie (noch) nicht als nötig erachtet werden, dass man solche Möglichkeiten nicht kennt oder davon ausgeht, sie lägen nicht in der Kompetenz der MieterInnen. Mehr Raum in den Diskussionen nehmen die personenbezogenen Unterstützungsleistungen ein. Es fängt an mit kleinen Handreichungen durch NachbarInnen. Oft sind es ganz bestimmte Aufgaben, die an sie delegiert werden können:

Der Nachbar mäht mir ab und zu den Rasen, das hat er mir anboten.

Jetzt habe ich einfach so nette Leute nebenan. Wenn ich den Abfallsack hinausstelle, ist dieser bereits verschwunden.

Manchmal ist es – wie beim folgenden Beispiel – eine Mischung aus spezifischen Unterstützungsleistungen und dem guten Gefühl, dass Hilfe geholt werden kann, wenn sie gebraucht würde:

Also ich bin schon 50 Jahre im gleichen Haus, und wir haben von oben bis unten junge Leute. Ich habe einen sehr guten Kontakt. Und es hat drei Leute, die, wenn ich jemanden brauchte, für eine Besorgung oder so, könnte ich das sagen, oder es hat auch einen Mann, den ich holen kann, wenn ich mit dem Computer ein Problem habe. Oder zwei Frauen wechseln sich ab, mir den Ghüder runter zu nehmen. Ich stelle ihn einfach raus.

Häufig sind es auch die eigenen Kinder und Grosskinder, die dazu beitragen, dass die aktuelle Wohnsituation beibehalten werden kann. Dabei geht es beispielsweise ums Einkaufen:

Ich habe die Tochter und den Schwiegersohn im Haus, und der Schwiegersohn geht immer Freitagabend die grösseren Einkäufe machen und dann klopft er, ob ich mitkommen möchte. Und so habe ich auch immer die Sachen im Haus.

Mehrmals erwähnt werden auch „Kontrollsysteme“, die darauf ausgerichtet sind, festzustellen, ob alles gut läuft, oder ob es Hilfe braucht:

Ich habe drei Töchter. Und die eine ruft mich jeden Abend an, ob ich auf den Beinen bin.

Wie weiter untern ausgeführt wird, funktionieren solche Systeme zum einen innerfamiliär, zum andern unter NachbarInnen (vgl. dazu unten Kapitel 5.3).

Dass das Putzen oder das Kochen via Mahlzeitendienst delegiert wird, kommt vor, scheint aber nicht sehr verbreitet zu sein. Solche Dienstleistungen werden oft nur für spezifische Aufgaben beansprucht ...

Ich putze selber, aber ich muss Lust dafür haben, es muss schlechtes Wetter sein und ich muss Zeit haben. (...) Aber ich habe eine Frau, die 3x im Jahr kommt für die Fenster. Und da bin ich froh. Weil ich bin schwindlig.

... oder vorübergehend, wenn es aus gesundheitlichen Gründen gerade nicht anders zu machen ist. So erzählt eine Gesprächsteilnehmerin:

A: In einem Monat bin ich 88. Ich bin froh, wenn ich noch zuhause sein kann. (...)

B: Wäre es gut, wenn Ihnen im Haushalt jemand helfen würde?

A: Ja, ich nehme jemanden zum Putzen (...) Aber kochen kann ich noch selber. Und im Herbst musste ich den Mahlzeitendienst und die Spitex haben. Aber das ist jetzt vorbei.

Haben die einen bereits Erfahrungen damit gesammelt, Unterstützungsleistungen wie Mahlzeitendienst oder Spitex zu beanspruchen, gehören sie für andere vorderhand in den Bereich der Strategien, die man dann anzuwenden gedenkt, wenn es darum gehen wird, das Verbleiben in der eigenen Wohnung zu verlängern:

Ich bin eben noch etwas jünger. Aber ja, ich werde auch jeden Tag älter, normalerweise (lacht). Worüber wir auch schon ein wenig geredet haben: Wenn es dann gar nicht mehr geht, lieber noch ein wenig Spitex und gleichwohl zu Hause wohnen.

Die Gespräche vermitteln insgesamt den Eindruck, dass sich die Anwesenden zu helfen wissen. Sie verfügen über ein Repertoire an Strategien, die sie einsetzen, punktuell eingesetzt haben oder einzusetzen gedenken, um die aktuelle Wohnsituation möglichst lange aufrecht zu erhalten.

Altersgerechtes Wohnen

Im vorhergehenden Abschnitt war von der aktuellen Wohnsituation die Rede. Nicht alle wohnen schon seit 50 Jahren in der gleichen Wohnung, wie die oben zitierte Person (Zitat 13). In den Gesprächen werden auch Umzüge erwähnt. Vier Personen erwähnen einen schon vollzogenen oder gerade bevorstehenden Wechsel in eine altersfreundliche Wohnung.

Ich bin im Hinblick auf die Pensionierung umgezogen. Und da haben wir natürlich darauf geschaut, möglichst auf Altersgerechtigkeit. (...) Ich könnte also mit dem Rollstuhl ins WC hinein. (...) Ich habe daran gedacht, dass die Türe eben gegen aussen geht und nicht gegen innen, so dass man eben hinein kann (...) wir haben da drauf geschaut, ein Haus, welches einen Lift hat, nahe beim öffentlichen Verkehr, die Einkaufsmöglichkeiten.

Anlass für diesen Umzug hat die Pensionierung gegeben. Sie war mit der Aufgabe einer Dienstwohnung verbunden. Der Umzug war nicht ganz freiwillig, er wurde aber sehr bewusst und umsichtig genutzt, um wieder eine möglichst langfristige Lösung zu finden. Aus welchen Gründen die beiden anderen Personen den Wechsel vorgenommen haben, ist nicht zur Sprache gekommen. Doch sie scheinen sich auch sehr gezielt für eine altersgerechte Wohnung entschieden zu haben.

Ich bin seit zwei Jahren in dem Haus Wohnen Plus 50 und ich habe die Wohnung eigentlich ganz bewusst gesucht und ich denke, ich kann dort, wenn es gut geht, noch lange bleiben. Weil das ist schon so eingerichtet zum Bleiben. Ich habe alle Läden, ich habe den Bus über der Strasse (..) es ist einfach alles dort.

Die Beispiele zeigen: Man achtet nicht nur auf die altersgerechte Anlage der Wohnung, sondern auch auf die Nähe der Einkaufsmöglichkeiten und des öffentlichen Verkehrs.

Bei weiteren zwei Personen war vor allem der Wunsch nach einer kleineren Wohnung Anlass zum Umzug:

Wir haben – die Alten – den Keller ausgebaut für eine kleine Wohnung. Und ich möchte wenn irgend möglich in dieser Wohnung bleiben, trotzdem ich eben sehr schlecht sehe und auch schlecht höre. Aber ich probiere es.

... oder ...

Ich habe 42 Jahre in Bümpliz gewohnt, weil wir dort ein Familienhaus hatten. Das ist zu gross gewesen. Jetzt bin ich zurück in das kleine Haus gekommen.

Einem Wohnungswechsel geht – wie eine frisch pensionierte Person anschaulich schildert – oft eine längere Planungsphase voraus:

Wir befassen uns schon seit vier Jahren mit dem Wohnen im Alter und wir sind elf Leute, die versucht haben, irgendeine Liegenschaft uns unter den Nagel zu reissen, aber wir sind immer an den Finanzen gescheitert. Wir hatten nie so viel Geld, wie die Objekte dann weggingen, und dann hätte man noch investieren müssen, und das wäre viel zu teuer gekommen.

Bei Paaren kann sich der Entscheidungsprozess, der zu einer Veränderung führt, verzögern, nämlich dann, wenn die Partnerin bzw. der Partner zu einem Wechsel (noch) nicht bereit ist:

Meine Frau muss ja auch einverstanden sein. Ich wäre schon lange, oder sagen wir seit etwa drei Jahren in einer Wohnung. Ich wäre zufrieden mit einer 3½-Zimmer-Wohnung. Aber für mich ist es auch einfacher. Ich kann mein Hackbrett mitnehmen, aber meine Frau den Garten nicht. Und das ist das Problem, das man hat mit der Frau. Sie muss auch einverstanden sein. Aber ich sehe schon, in fünf Jahren sind wir irgendwo in einer Wohnung.

Ich wohne jetzt in einem kleinen Reiheneinfamilienhäuschen auf zwei Stöcken, mit Keller drei und mit Estrich vier, und würde gerne in eine Wohnung mit Lift. Das gibt es schon. Sie sind nicht so billig, aber es gibt es, man muss einfach etwas Geduld haben. Ich würde gerne so zügeln, ir-

gendwann mal, im Quartier. Ich muss nur noch meinen Mann überzeugen. Er ist zwar ziemlich älter, aber so wohl im Haus, dass er partout nicht will. (98)

Diesen verschiedenen Beispielen ist gemeinsam, dass es nicht um die kleinen Anpassungen geht wie im vorangehenden Abschnitt, sondern um Strategien, sich langfristig die unabhängige Wohnsituation zu sichern.

3.2 Wohnen in fünf Jahren: Betreutes Wohnen und neue Wohnformen

Das Altersheim

Was wird geschehen, wenn die kleinen baulichen Massnahmen, die Unterstützung durch das Umfeld und die Infrastruktur der altersgerechten Wohnung nicht mehr ausreichen werden, um über die Runden zu kommen? Wie gehen die Gesprächsteilnehmenden mit dieser Frage um? Für einmal soll eine längere Gesprächssequenz als Illustration dienen:

A: Frau B, wo wohnen Sie in fünf Jahren?

B: 57 Jahre in der gleichen Wohnung im Rossfeld. Aber das Haus ist bald 60-jährig, es ist also eine Nostalgie-Wohnung. Aber der Zins ist auch entsprechend. Da bin ich noch so froh, wie es ist. (...) Es wurde nie viel gemacht daran. Ich habe durch die Blume gehört, dass, wenn es ihr nicht mehr so gut geht, wird es die Erbgemeinschaft verkaufen.

A: Also Sie müssen damit rechnen . . .

B: (unterbricht): Dann müsste ich raus. Aber in fünf Jahren bin ich im Altersheim.

A: In 5 Jahren sind Sie im Altersheim?

B: Ja, ja. Meine Mutter hat immer gesagt, man solle ins Altersheim gehen, wenn man noch möge, nicht wenn man auf allen Vieren gehe.

A: Und Sie wissen schon, in welches Altersheim?

B: Ja, ich bin angemeldet. Ich hätte im letzten Jahr schon gehen können. Aber ich habe gesagt, nein, jetzt habe ich den Garten angepflanzt. Ich kann noch in den 2. Stock rauf, ich komme noch nicht. Will schauen, ob es in diesem Jahr wieder eine Anfrage gibt. Dann würde ich schauen, wie es geht. Aber ich möchte in ein Altersheim, wo man nur das Mittagessen hat. Das Zmorge und das Znacht selber machen.

A: Ja, selber eine eigene Wohnung

B: Das hat meine Mutter auch gemacht und das hat sie einfach noch etwas frisch gehalten. Und eben sie sagen, du musst ja noch (bricht ab) klar, ich bin noch zu gut zwäg. Aber wenn einem die Decke auf den Kopf fällt, da kann man raus gehen, wenn man noch mag. Aber wenn man ans Zimmer gebunden ist, nichts mehr machen kann, dann wird es dann ein wenig eh (bricht ab)

Nach einem dezidierten Einstieg nimmt die befragte Person ihren Entschluss nach und nach wieder zurück und lässt uns auf teilhaben an den Ambivalenzen, mit denen der Entschluss ins Altersheim zu gehen, verbunden ist. Sie demontiert die anfangs entschlossene Haltung mit Fragen über den Zeitpunkt und die Bedingungen für den Wechsel – sie macht deutlich, wie folgens schwer er ihr erscheint. Frau B. ist

damit kein Einzelfall. Im Gegenteil: In den Gesprächen wird deutlich, dass sich viele mit der Frage auseinandersetzen, was werden soll, wenn sie das selbständige Wohnen nicht länger aufrecht erhalten können. Der Entscheid fällt schwer. Er hat existenzielle Dimensionen. Sehr eindrücklich zeigt sich dies im folgenden Zitat. Der Anruf eines Altersheims, für das sich die zu Wort kommende Person angemeldet hat, löst eine tiefe Verunsicherung aus:

Die im Egghölzli haben mich angerufen um Weihnachten, es wäre eine Wohnung frei. Und dann war ich sprachlos, ich konnte kein Wort mehr sagen, sagte, nein, nein, ich bin noch nicht so weit, habe aufgehängt. Nach zehn Minuten habe ich wieder angerufen und mich entschuldigt. Ich will nicht, dass Sie mich streichen, ich bin einfach noch nicht so weit.

Die beiden eben zitierten Personen stehen für eine ganze Reihe von Gesprächsteilnehmenden, die sich ebenfalls in einem Altersheim angemeldet haben. Daneben gibt es diejenigen, die darauf setzen, dass sich dann eine Lösung finden werde, wenn der Umzug in ein Altersheim nicht mehr aufzuschieben sei:

Also ich melde mich in keinem Spital an, in keinem Altersheim. Ich sage immer, es kommt wie es muss, und der Arzt tut mich dann schon so hin (...) Dann gehe ich dort hin, gründe einen Verein, singe mit den Leuten und jasse mit den Leuten. Aber was will ich mich jetzt schon sorgen für was in fünf Jahren ist. Ich hoffe einfach (...) der Lift geht noch.

Ob angemeldet oder nicht: Die Haltung der Gesprächsteilnehmenden geht übereinstimmend dahin, dass das Altersheim erst dann angezeigt ist, wenn das selbständige Wohnen nicht mehr möglich ist. Das Heim ist in ihren Augen keine Einrichtung für ältere, sondern für pflegebedürftige, hochaltrige Menschen. Dass diese Einstellung verbreitet ist, belegen auch die Zahlen von Domicil. Im Jahr 2009 waren ihre Bewohnerinnen und Bewohner im Durchschnitt 87-jährig. Zwei Drittel von ihnen hatten einen Vertrag für umfassende Pflege, 18 Prozent für betreutes Wohnen und 14 Prozent für eine altersgerechte Wohnung.²⁰ Der Zeitpunkt für den Wechsel scheint dann angezeigt, wenn die Putzfrau, der Mahlzeitendienst und die Spitex nicht mehr ausreichen, um in der eigenen Wohnung zu bleiben – oder wenn die Treppentufen zu unüberwindlichen Hindernissen werden.

Andere Wohnformen

Bisher war im Zusammenhang mit dem betreuten Wohnen pauschal von Altersheimen die Rede. In den Gesprächen sind aber verschiedene Wohnformen zur Sprache gekommen. Mehrmals wird der Wunsch nach Alterswohnungen geäussert. In den Augen der Befragten bieten diese gegenüber dem Altersheim – neben dem Lift – vor allem mehr Platz und mehr Unabhängigkeit:

Also ich habe keinen Lift und ich hoffe, ich könne noch ein bisschen sein ohne Lift. Ich habe auch schon gedacht, ob ich dann vielleicht in eine kleinere Wohnung möchte, wo ein Lift ist. Und ich habe jetzt Bekannte, die sind nach Ostermundigen umgezogen. Die haben das Haus ver-

²⁰ Diese Daten wurden uns von Beat Brand, Domicil AG, zur Verfügung gestellt.

kauft hier in Bümpliz. (..) Aber die zahlen zu zweit etwa 7'000 Franken für die 3½-Zimmer-Wohnung (..) sie machen mich recht an. Ja, es hat dann noch 2-Zimmer Wohnungen. Es ist auch ein Kostenfaktor, und ich glaube, also dort hat die Stadt also schon noch so etwas versäumt, dass sie einfach immer nur Altersheime gemacht hat (..) Ich kenne ganz viele Leute, welche aus ihren grossen Wohnungen in eine kleinere gingen, und die möchten eben noch selber ein bisschen haushalten. Und ich habe einfach das Gefühl, jetzt macht Köniz eben das, Ittigen macht das, alle umliegenden Gemeinden machen das (..) Und in Bern hat man jetzt einfach diese Altersheime und die tut man jetzt sogar noch umstrukturieren, dass sie gezwungen werden, dass sie dort essen müssen. Und das haben nicht alle gern.

Der Wunsch, die Möglichkeit zum selber Kochen zu haben, wurde mehrmals geäussert. Die interviewte Domicil-Leitungsperson macht die Beobachtung, dass es nach dem Heimeintritt eher die Frauen sind, welche solche Wünsche haben. Männer würden sich im Gegensatz dazu häufig von Anfang an gleich für das „ganze Programm“, d.h. für alle angebotenen Dienstleistungen anmelden.

Neben Alterswohnungen wird das Thema Haus- oder Wohngemeinschaften angesprochen:

Ich habe jetzt eben an dieses alternative Wohnen gedacht. Mir schwebt so etwas vor, wenn es dann tatsächlich mal nicht mehr geht: Dass man Gleichgesinnte sucht, und wir haben auch solche Bekannte, mit denen wir schon darüber gesprochen haben, dass wir dann mal eine Hausgemeinschaft machen.

Oder:

Das wäre jetzt ein Wunsch von mir, dass es mehr so Möglichkeiten gibt, eben diese Hausgemeinschaften. Wo man die eigene Küche, die eigene Wohnung hat, aber zusammen lebt und auch die Betreuungsmöglichkeiten zusammen organisiert. Da ist jetzt zum Beispiel auch an der Brunnengasse eine aufgegangen. Die war ich anschauen. Die haben Tag der offenen Türe gemacht. Es ist sehr schön gemacht, es hat mir imponiert. Oder das Stürlerhaus an der Aare. Ich kenne dort auch Leute und ich würde mich gerne so an einem Ort anschliessen, wenn sie mich wollen. Ich habe eben 18 Jahre WG-Erfahrung, in meinen jungen Jahren habe ich mit meinen Töchtern in einer WG gelebt, und es war eine gute Zeit für mich, und von dort her weiss ich auch von mir, dass ich so Zusammenleben mit Anderen gerne mache und auch fähig bin. Dass meine sozialen Fähigkeiten dort ausreichen.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs regt die gleiche Gesprächsteilnehmerin an, dass die Stadt für gemeinschaftliche Wohnformen Häuser zur Verfügung stellen sollte:

Wenn jetzt zum Beispiel sechs Leute, wenn wir jetzt zum Beispiel zusammen wohnen möchten, dass man sich bei der Stadt melden könnte, und sie würden sagen, jawohl, da haben wir ein Haus, und vielleicht auch entsprechende Sanierungen subventionieren.

Für die beiden eben zitierten Frauen sind Wohn- und Hausgemeinschaften vorderhand noch Möglichkeiten, die in die weitere Zukunft projiziert werden. Eine andere Frau hat sich bereits aktiv auf die Suche

gemacht und festgestellt, dass solche Wünsche nicht so einfach umzusetzen sind. Sie wünscht sich deshalb eine Stelle, die Kontakte unter Interessierten vermittelt.

Was Haus- und Wohngemeinschaften betrifft, so sind es vor allem die Jüngeren, die eine solche Wohnform in Betracht ziehen.

Wenig Anklang finden die Wohngruppen innerhalb eines Altersheims:

Aber also da die Wohngemeinschaften, wo sie zusammen kochen, da habe ich gerade Horror (allgemeines Lachen und Zustimmung). Wenn es ein Wort nicht mehr gibt im Alter, dann ist das Toleranz. Und ich kann mir also nicht vorstellen, wie das funktioniert.

Verschiedentlich wird auch die Möglichkeit erwähnt, zu den eigenen Kindern zu ziehen.

Mein Sohn hat ein Haus in Pieterlen. Er hat einen Mieter unten, der ist so um die 80. Und dann hat er mir schon gesagt: „Los jetzt, Vater, wenn du dort runter möchtest, würde ich dem Mieter kündigen und dann noch die Wohnung renovieren.“ Aber das war nur so ein Gespräch, aber so abwegig wäre das ja nicht.

Wie das folgende Beispiel zeigt, weiss man solche Angebote zwar zu schätzen, doch es besteht auch eine gewisse Skepsis gegenüber solchen Lösungen:

Meine beiden Töchter haben gesagt, in ein Altersheim oder so kommt gar nicht in Frage, du kommst dann zu uns. Das ist wahnsinnig lieb und nett gemeint, aber ich möchte das nicht. Nein, wir sind zwei verschiedene Generationen. Jeder hat seinen eigenen Lebensrhythmus, da kommt man sich vielleicht irgendwann ins Gehege, und das möchte ich nicht. Ich möchte das gute Verhältnis behalten können.

In den Gesprächen zeigt sich, dass sich Männer solche Lösungen besser vorstellen können als Frauen. Inwieweit dieses Muster repräsentativ oder zufällig ist, muss hier offen bleiben.

3.3 Fazit

Grundsätzlich fühlen sich die befragten Personen wohl. Sie wohnen so, wie es ihnen gefällt, das heisst: Sie verfügen über genügend Wohnraum, können sich die Wohnung leisten und schätzen das direkte Wohnumfeld (z.B. das Mehrfamilienhaus, den Garten, die Strasse, das Quartier). Viele wohnen zum Teil seit Jahrzehnten in der gleichen Wohnung. Die meisten bezweifeln, dass sie in ihrem Quartier eine vergleichbar gute und zahlbare Wohnung finden könnten. Zur Zeit hat bis auf zwei Personen niemand den Wunsch, umzuziehen. Hingegen sind einige über eine anstehende Gesamtenovation informiert und müssen in absehbarer Zeit eine neue Lösung finden. Eingeschränkte Mobilität wird als weiterer Grund für einen allfälligen Umzug genannt, leben doch viele in Häusern ohne Lift. Auch sind ihre Wohnungen in der Regel nicht behindertengerecht gebaut und deshalb ungeeignet für Rollator- oder Rollstuhlgebrauch (Schwellen, schmale Türdurchgänge, kleine Badezimmer usw.). Diese Situation kennen viele

EinwohnerInnen von Bern, stammt doch die Hälfte aller Wohnungen aus der Zeit vor 1946 und 70 Prozent aus den Jahren vor 1960. Von den Nachteilen solcher Wohnsituationen und von anstehenden Renovationen alter Liegenschaften könnten ältere EinwohnerInnen überdurchschnittlich stark betroffen sein: In unserer Untersuchung haben viele Leute angegeben, bereits seit Jahrzehnten in der gleichen Wohnung oder im gleichen Haus zu leben. Ein anschauliches Beispiel ist das Fellergut: Gemäss Einschätzung einer Bewohnerin leben in den meisten der 138 Wohnungen Personen, die bereits 1972 eingezogen. „Wir sind zusammen alt geworden, wir sind jetzt schon bald ein Altersheim“ –entstanden auf sozusagen organische Weise.

Der Eintritt in ein Alters- oder in ein Pflegeheim ist für die TeilnehmerInnen der Fokusgespräche allerdings mehr eine Notlösung als eine Option. Ob betreutes Wohnen als Alternative zum Altersheim empfunden wird, ist aufgrund der Gespräche nicht zu beantworten. Immerhin ist über diese Möglichkeit gesprochen worden. Fest steht dagegen, dass viele Leute eigentliche Strategien verfolgen (mobil bleiben, kleine bauliche Eingriffe, Nachbarschaftshilfe, familiäre Unterstützung), um möglichst lange in den eigenen vier Wänden bleiben zu können. Einige haben zudem in den letzten Jahren ganz bewusst eine altersgerecht(er)e Wohnsituation gewählt, um möglichst lange selbständig wohnen zu können.

Solche Lösungen interessieren. Mehrmals wurde gewünscht, die Stadt sollte neue altersgerechte Wohnformen fördern: durch Information und Sensibilisierung der Bevölkerung und insbesondere potenzieller Bauherren; durch Information und Vernetzung der Interessierten, seien dies Gruppen, die Liegenschaften kaufen und altersgerecht umbauen möchten; seien dies MieterInnen, die sich über das Angebot an altersgerechten Wohnformen informieren möchten. Gewünscht werden unterschiedliche Wohnformen und die Möglichkeit, wählen zu können.

4 Mobil sein

Leben ist Bewegung

Der Begriff Mobilität umschreibt im Folgenden die Fähigkeit, sich im Raum zu bewegen. Für die Überwindung von weiteren Distanzen stehen verschiedene Verkehrsmittel zur Verfügung. Sich im Raum und mit Verkehrsmitteln zu bewegen, setzt ein gewisses Mass an Beweglichkeit der Menschen sowie an Barrierefreiheit des Raumes voraus. Sich bewegen heisst nicht nur, kürzere und längere Strecken zurücklegen zu können, es ist auch die Voraussetzung, um Aufgaben zu erledigen wie etwa einzukaufen, oder am sozialen und kulturellen Leben teilzunehmen.

4.1 Beweglichkeit erhalten

Dass wir das Alter eines Menschen meist auch aus einiger Entfernung einschätzen können, hängt damit zusammen, dass die Art, wie sich eine Person bewegt, etwas mit ihrem Alter zu tun hat. Ältere Menschen bewegen sich anders als jüngere. Mit dem Alterungsprozess verändert sich das Bewegungsmuster, weil Spannkraft, Agilität und Kraft nachlassen. Die Beweglichkeit kann auch beeinträchtigt werden durch Behinderungen, die nicht unmittelbar mit dem Bewegungsapparat zusammenhängen. Häufig genannt werden die abnehmende Sehkraft und das kleiner werdende Blickfeld. Zu diesem quasi „natürlichen“ Alterungsprozess können Erkrankungen hinzukommen, welche die Beweglichkeit zusätzlich einschränken.

Wie bereits erwähnt, waren die an den Fokusgesprächen beteiligten Personen körperlich sehr beweglich. Nur wenige sind mit einem Stock erschienen, und lediglich eine Person mit Rollator. Obwohl die meisten gut zu Fuss sind, sehen sie dies nicht als selbstverständlich an, vielmehr unternehmen sie einiges, um sich fit zu halten. Der Wille, beweglich und mobil zu bleiben, ist stark verbreitet. Diese Haltung illustriert das folgende Zitat:

Ich gebe mir Mühe, dass ich jeden Tag, zirka eine Stunde gehe. Es ist manchmal etwas monoton mit den Wegen, weil endlos hat es ja nicht. Also ein Weg ist einfach Richtung Dalmazi, Tierpark, Thunplatz und wieder nach Hause. Oder Marzili, Matte, Bärengaben. Aber wenn es schlecht Wetter ist und kein Mensch unterwegs ist, dann gehe ich dann manchmal auch nicht. Und dann haben mir die Töchter so ein Strampelvelo reingestellt. Und wenn ich nicht spazieren gehe, muss ich dann zur Strafe dort etwa 10 km abstrampeln. (...) Aber dann höre ich iPod, damit es etwas kurzweiliger ist. Und dann gehe ich in die Wassergymnastik von Pro Senectute einmal die Woche. Bewegung ist mir sehr, sehr wichtig. Ich fühle dort auch eine gewisse Eigenverantwortung, für dass ich nicht verunfalle. Dass ich meine Bewegungen so koordinieren kann, damit ich noch eine gewisse Sicherheit habe.

Was tun sie konkret, um sich die Beweglichkeit zu erhalten? Weitaus am häufigsten wird das Dialektwort „laufen“ genannt. Oft ist es ein Gehen um der Bewegung willen und nicht in dem Sinn funktional, als es

etwa mit dem Einkaufen verbunden wird. Auch Hometrainer werden mehr als einmal genannt. In die gleiche Richtung geht das Turnen zu Hause – zum Beispiel mit medialer Unterstützung:

Also am Morgen kann ich nicht einfach für mich alleine turnen: Aber ich habe jetzt rausgefunden, dass um 9 Uhr, jeden Tag, auch am Sonntag, im Bayrischen Fernsehen geturnt wird. Es ist immer wieder ein anderes Programm. Und das mache ich eisern. Jeden Morgen turne ich vor dem Fernseher. Dann habe ich die Musik dazu, bin nicht alleine, mit Anleitung.

Eine ganze Reihe turnt auch ausserhalb der eigenen vier Wände. Die einen gehen ins Altersturnen, andere in Fitnesscenter oder in die Wassergymnastik.

Motive, sich regelmässig und vorsätzlich zu bewegen, lassen sich vor allem zwei erkennen. Zum einen soll die Beweglichkeit im Interesse der Selbständigkeit erhalten bleiben. Sie fühlen sich gegenüber Umwelt und Familie verantwortlich, möglichst gesund und mobil zu bleiben. Dafür nehmen die GesprächspartnerInnen auch eine gewisse Monotonie in Kauf oder sind auch bereit, körperliche Einschränkungen zu überwinden:

Ich denke ganz wichtig ist, dass man nicht aufgibt. Ich bin starke Rheumatikerin, ich habe zwei künstliche Hüft- und Kniegelenke. Man muss einfach dranbleiben.

Ein anderes Motiv ist die Lust, sich zu bewegen. Manchmal auch aus der Erfahrung heraus, dass sich das Gehen positiv auf die psychische Befindlichkeit auswirkt:

Wenn ich das Gefühl habe, es geht mir nicht so gut, dann gehe ich eine Stunde in den Könizerwald. Einfach gehen, und man kommt wieder gut zurück. Das ist mein Rezept.

Die meisten beginnen nicht erst im Alter, sich zu bewegen. Sie sind bereits in früheren Zeiten viel wandern gegangen oder haben in einem Turnverein mitgemacht. Aber sie passen das Bewegungsprogramm ihren Möglichkeiten an. Aus langen Wandertouren werden kürzere, aus dem Turnverein von früher wird das Altersturnen.

In den Kontext Bewegung, Beweglichkeit erhalten gehört auch die Gartenarbeit. Etliche erwähnen, dass sie regelmässig im Garten arbeiten. Auch hier braucht es manchmal eine Reduktion:

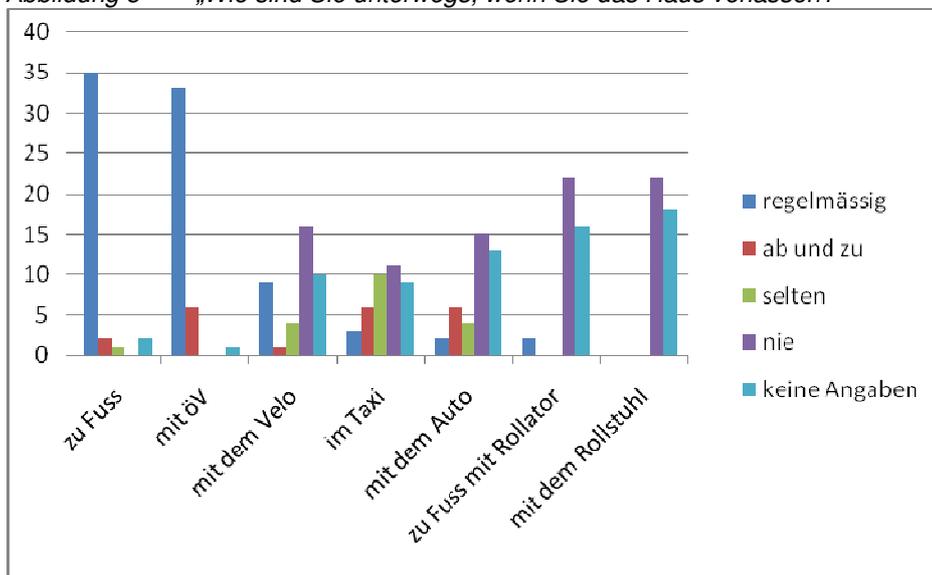
Einen Pflanzblätz haben wir auch gehabt, den habe ich jetzt das erste Mal abgegeben. Wir hätten ihn sonst [seit] 50 Jahren.

Alle eben genannten Aktivitäten sind nicht unter dem Stichwort Sport zur Sprache gekommen, sondern im Themenbereich Gesundheit. Sich bewegen wird als eine zentrale Strategie gesehen, um sich Gesundheit und damit auch Unabhängigkeit zu erhalten.

4.2 Zu Fuss unterwegs

In der den Fokusgesprächen vorausgehenden schriftlichen Befragung wurde gefragt: „Wie sind Sie unterwegs, wenn Sie das Haus verlassen?“ Die *Abbildung 5* zeigt deutlich: Das wichtigste „Verkehrsmittel“ sind die eigenen Füße.

Abbildung 5 „Wie sind Sie unterwegs, wenn Sie das Haus verlassen?“



N=40

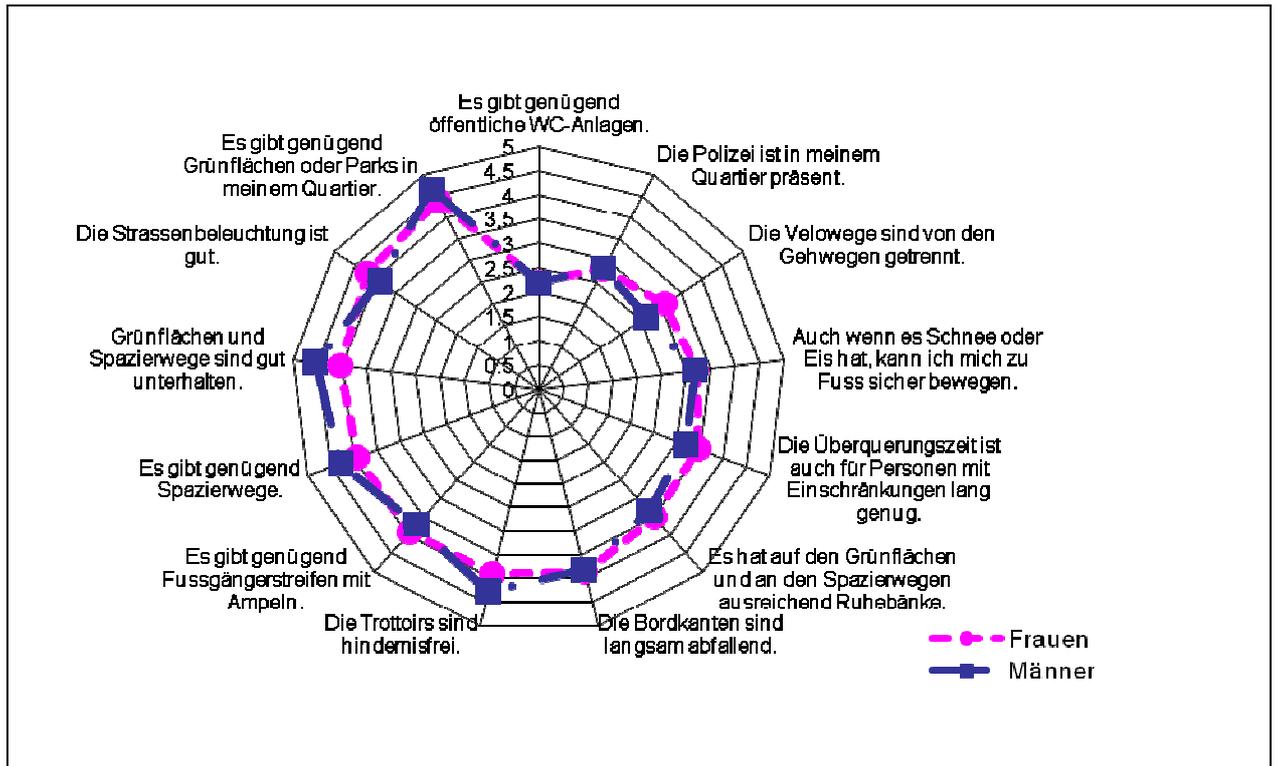
Die Aussagen der doch kleinen Gruppe von befragten BernerInnen lassen sich mit Daten erhärten, die das Bundesamt für Statistik im Rahmen des Mikrozensus zum Verkehrsverhalten der gesamten schweizerischen Bevölkerung erhoben hat:

Ab dem Alter von 65 nimmt die Mobilität schrittweise ab. (...) Ähnlich wie bei den ganz jungen Altersgruppen dominieren bei den älteren Menschen die Fussetappen. Mit zunehmendem Alter nehmen die ÖV-Anteile im Nahverkehr zu, und die Autobenutzung beschränkt sich mehr und mehr auf das Mitfahren.²¹

Viele erledigen ihre Einkäufe zu Fuss oder sie gehen spazieren bzw. „laufen“. In der schriftlichen Befragung sind die meisten der Meinung, es gebe genügend Grünflächen oder Parks in ihrem Quartier, ebenso Spazierwege. Diese würden auch gut unterhalten. Man ist auch mehrheitlich zufrieden mit dem Unterhalt:

²¹ Bundesamt für Statistik (2007): Mobilität in der Schweiz. Ergebnisse des Mikrozensus 2005 zum Verkehrsverhalten, Neuchâtel, S. 58.

Abbildung 6 Als FussgängerInnen im öffentlichen Raum, nach Geschlecht



N=40

In den der schriftlichen Befragung folgenden Fokusgesprächen sowie in den Interviews mit je einer Vertreterin von Spitex und Domicil sind verschiedene der in der Abbildung angesprochenen Themen aufgenommen und vertieft worden. Im Folgenden werden sie unter den Begriffen *Hindernisse*, *Infrastruktur* und *Sicherheit* zusammengefasst.

Hindernisse

Für FussgängerInnen haben Trottoirs eine zentrale Bedeutung. Sie sind innerhalb der Verkehrsordnung ein Raum, der primär ihren Bedürfnissen dienen soll. Da sich mit dem Alter der Gang verändert und die Füße beim Gehen weniger hoch gehoben werden als von Jüngeren, wird die Barrierefreiheit zu einem wichtigen Thema. Diese scheint ausser im Winter gegeben zu sein. Gefürchtet wird nicht der Schnee, sondern das Eis:

Wenn es schneit, kann man am besten laufen, im Schnee. Aber sobald es ein wenig Schnee hat, kommen all die Raupenfahrzeuge und putzen allen Schnee [weg] und damit noch den Sand, und wenn es dann nass ist, gefriert es.

In den Gesprächen kommt aber auch deutlich zum Ausdruck, dass es kein Patentrezept gibt, wie mit dem Schnee umzugehen sei:

Jetzt hat es Sand am Boden. Man schleift den ganzen Sand ins Haus. Man kann es machen, wie man will, es ist nie recht.

Die Barrierefreiheit der Trottoirs wird wesentlich durch die Bordkanten bestimmt. Es wird vermerkt, dass die Stadt schon viele Kanten abgeschrägt habe. Insbesondere die Vertreterin von Domicil, die hier als Anwältin der hochaltrigen Bevölkerung spricht, wünscht sich, dass dieser Prozess fortgesetzt wird. Sie denkt vor allem an diejenigen Personen, die mit Rollator oder Rollstuhl unterwegs sind.

Aber auch abgeschrägte Flächen können – wie das folgende Beispiel zeigt – Probleme bieten:

Wir haben sehr schräge Trottoirs. Und ich mit meinen operierten Knie- und Hüftgelenken, ich laufe auf den Trottoirs nicht gut (...) aber das braucht es wohl, damit das Wasser abläuft. Aber für mich ist das einfach etwas viel. Ich denke für viele, die operierte Gelenke haben, ist das nicht gut.

Ebenfalls mit Blick auf ihre KundInnen weist eine im Rahme dieser Untersuchung befragte Spitex-Mitarbeiterin darauf hin, dass Treppen im öffentlichen Raum generell ein grosses Hindernis darstellen, zum Beispiel in Bahnhöfen und bei WC-Anlagen. Sehr gesucht und gefragt seien aus diesen Gründen beispielsweise ebenerdig gelegene Restaurants mit WCs im Parterre.

Infrastruktur

Was die Ausstattung des öffentlichen Raumes betrifft, so gibt es zwei klare Anliegen an die Stadt: mehr Sitzgelegenheiten und mehr öffentliche WC-Anlagen. Das zeigt sich in den Antworten im Fragebogen, und es wurde in den Gesprächen bestätigt. Sitzgelegenheiten, Bänke werden gebraucht, um sich auszu-ruhen. Sie sollten nicht zu tief sein, damit man gut wieder aufstehen kann. Sitzgelegenheiten haben allerdings nicht nur rekreative Funktionen, sie ermöglichen auch soziale Kontakte:

Zum Beispiel dort beim Bärenplatz hat es doch so eine runde Bank um den Baum herum, wo sie Schach spielen. Dort sitzen immer Leute. Warum könnte man nicht (...) an verschiedenen Orten irgend so etwas kreieren? (...) wo man vielleicht noch Leute sieht und wo die Bänke so angeordnet sind, dass man Kontakt miteinander hat, um den Baum herum. Also mir fehlen solche Sachen sehr. Und das wäre überhaupt freundlich. Nicht nur altersfreundlich.

Der Mangel an Sitzgelegenheiten wird im Übrigen nicht nur für den öffentlichen Raum moniert. Vielmehr würde es begrüsst, wenn es auch in den Läden mehr davon hätte.

Dass das Angebot an öffentlich zugänglichen Toiletten als unzureichend bewertet wird, illustriert die *Abbildung 6*. Lediglich zwei Personen waren in der Umfrage der Meinung, das Angebot sei genügend oder eher genügend. WC-Anlagen wurden im Fragebogen auch im Zusammenhang mit Einkaufen und Dienstleistungen thematisiert. Hier wird das Angebot ebenfalls als unzureichend bewertet. Die Vertreterin von

Domicil hat diesen Mangel unterstrichen. Sie hat beobachtet, dass sich gerade hochbetagte Personen dadurch abhalten lassen, etwas weitere Wege zu gehen.

Verkehrssicherheit

War in den Gesprächen die Rede davon, zu Fuss unterwegs zu sein, dann wurden wiederholt Themen angeschnitten, die als Sicherheitsfragen einzuordnen sind. Etwas zugespitzt gesagt, handelt es sich um zwei Arten von Sicherheit bzw. Ängsten, die angesprochen werden: Einmal geht es um Aspekte, die sich unter Verkehrssicherheit subsumieren lassen, zum anderen um Fragen und Probleme, die mit Angst vor Kriminalität in Zusammenhang stehen. Diese beiden Kategorien lassen sich analytisch einigermaßen scharf trennen – in der Praxis gehen sie jedoch oft fließend ineinander über.

Was die Unsicherheiten betrifft, die im Zusammenhang mit der Verkehrsführung entstehen, so lassen sich drei Problemkreise feststellen: mangelnde Zeit, mangelnde Übersicht und mangelnde Sicht.

Der Mangel an Zeit, um eine Handlung auszuführen, gilt beispielsweise bei den Ampeln. Die Überquerungszeit wird nicht bei allen, aber doch bei vielen Ampeln als zu kurz erlebt. Das gilt insbesondere für Personen, die nicht mehr gut zu Fuss sind. Vergleichbare Zeitprobleme werden auch erwähnt beim Einsteigen in Bus und Tram, wobei darauf hingewiesen wurde, dass nicht alle Fahrzeugtypen gleich programmiert seien. Die Sicherheit wird dadurch insofern in Frage gestellt, als man fürchtet, geschubst und eingeklemmt zu werden.

Eine andere Art von Unsicherheit entsteht durch die neue Art der Verkehrsführung – sprich Begegnungszonen. Es sorgt für Irritationen, wenn die verschiedenen Kategorien von Verkehrsteilnehmenden sich nicht klar ersichtlich voneinander getrennt bewegen. Ein Beispiel dafür ist der Casinoplatz.

A: Ich finde keinen Weg. Zum Beispiel Casinoplatz, ich schwimme da. Wo die Fussgängerstreifen sind beim Casinoplatz (..) kommen dann Autos, Taxis, Trams. Und am Helvetiaplatz schwimme ich auch, ich bin ein bisschen unsicher. Bei öffentlichen Plätzen haben Fussgänger im Prinzip Vortritt, aber dann kommen Velos und Trotinetts und kein richtiger Fussgängerstreifen und keine richtige Beleuchtung. (..) die Fussgängerzone ist fast zu gross beim Casinoplatz. (..) Es hat Verkehr in alle verschiedenen Richtungen.

B: Aber die Autos sind so geführt, dass sie gar nicht schnell fahren können.

A: Ja, aber sie sind immer noch schneller als meine Reaktionen.

Fast identisch ist das folgende Votum aus einem anderen Gruppengespräch:

Was mich der schlimmste Platz in Bern dünkt, ist (..) der Casinoplatz. Wenn man dort abends aus dem Konzert rauskommt, muss man im Finstern schauen, dass man nicht rauf oder runter stolpert. Das ist ein furchtbarer Platz. Dann kommen die Trams von links, die Bähnli von rechts, die Busse kommen, die Velofahrer fahren einem um die Ohren. Also das finde ich den schlimmsten Platz von Bern.

Auch die Verkehrsführung im Bereich Bubenbergrplatz erzeugt Unsicherheit:

Mich stört jetzt der Bubenbergplatz sehr. Weil wenn ich rauf laufe, zum Beispiel die Schwanengasse rauf auf den Bubenbergplatz, und ich möchte in den Bahnhof, dann ist mal ein Teil, da kommen sämtliche Tram, dann kommen die Busse, und es hat nirgends eine Ampel. Man muss immer links und rechts schauen, kommt jetzt was. Und dann ist noch der Individualverkehr (..) der dort durchfährt. Also ich finde das einen furchtbaren Platz für Fussgänger.

... oder ...

Ja, oder dort wo die Schanzenpost jetzt neu ist, dort war ja vorher die Hauptpost. Dort unten hat es noch eine Migros. Aber wenn ich dorthin will, dann muss ich die Schwanengasse rauf laufen, und dann gibt es keine Ampel und keinen Fussgängerstreifen bis in die Mitte vom Platz. Also dort, wo alle Tram und alle Busse vom Hirschengraben raufkommen Richtung Bahnhof muss ich rüber und selber schauen, links und rechts, was kommt. Im zweiten Teil, beim Individualverkehr, dort hat es dann eine Ampel. Aber dort fühle ich mich irgendwie etwas gestresst.

Zusätzlich zu den nicht klar ausgeschiedenen Verkehrszonen verbreiten auch die Velofahrenden Stress, welche – (un)erlaubterweise – die Trottoirs als Fahrbahn benützen. Dies zeigte sich bereits bei der schriftlichen Umfrage und wurde in den Gesprächen bestätigt.

In den eben zitierten Gesprächsbeiträgen wird nicht nur die als unübersichtlich und damit als bedrohlich erlebte Verkehrsführung angesprochen, sondern auch die als zu schwach empfundene Beleuchtung. Sie verhindert, Stufen und Absätze zu sehen. Wünsche wie der folgende wurden mehrfach geäußert:

Also mehr Licht, Strassenlampen an solchen Orten, wo man umfallen könnte. Dass man es besser sieht.

Diese Gesprächsbeiträge bezüglich Strassenbeleuchtung stehen in einem gewissen Widerspruch zu den Antworten in der schriftlichen Befragung, wo immerhin drei Viertel der Befragten die Meinung geäußert haben, die Strassenbeleuchtung sei gut oder eher gut.

Angst vor Kriminalität

Schwache Beleuchtung und fehlendes Licht schränken nicht nur die Trittsicherheit ein, sondern sie erzeugen ein diffuses, schwer zu benennendes Gefühl der Unsicherheit. Eine Teilnehmerin bringt es wie folgt auf den Punkt:

Ich glaube, die Beleuchtung ist etwas vom ganz, ganz Wichtigsten, das ist viel wichtiger als die Polizei, die dreimal pro Tag durchfährt, da fühle ich mich nicht sicherer, aber sehen muss man, was ist.

Neben der Unsicherheit im Verkehr, die von den Tageszeiten unabhängig ist und nachts allenfalls durch Sichtbeschränkungen verstärkt wird, sind es vor allem der Abend und die Nacht, die Gefühle der Unsicherheit hervorrufen. Vergleichbare Äusserungen wie die folgenden wurden in den Gesprächen mehrfach gemacht:

In die Stadt gehe ich am Abend gar nicht mehr. Weil ich fühle mich nicht sicher. Aber einkaufen gehe ich sehr viel in die Stadt.

Oder

Ich fühle mich sobald es dunkel ist nicht mehr so ganz wohl.

Gemäss den Daten, die für den städtischen Lebensqualitätsbericht 2007 erhoben worden sind, ist ein Fünftel der städtischen Bevölkerung über 60 Jahren nachts nie allein unterwegs. Zwei Drittel von ihnen geben hier an, dass dafür Sicherheitsgründe verantwortlich seien. Damit unterscheiden sie sich deutlich von den Jüngeren, von denen nur 3 Prozent angeben, nachts nie allein unterwegs zu sein. Weitere 30 Prozent der älteren EinwohnerInnen fühlen sich nachts unterwegs ziemlich oder sehr unsicher.²² Das äussert sich beispielsweise so:

Und ich gehe am Abend auch [in die Innenstadt]. Ich gehe mit dem Bus. Aber ich gehe mit einem schlechten Gefühl.

In den Fokusgesprächen kam zum Ausdruck, dass sich alle, die nachts allein unterwegs sind, Strategien zurecht legen, um heil wieder nach Hause zu kommen:

- Finstere Stellen meiden: Die Spezialauswertung mit den Daten des *Lebensqualitätsberichts 2007* zeigt, dass ältere Personen nachts gehäuft unbeleuchtete Stellen meiden.²³ Für alle Fälle hat frau auch eine Taschenlampe dabei:

Ich habe immer so eine LED-Lampe. Die leuchtet ziemlich fest.

- Schnell gehen:

Ich laufe einfach schnell und hoffe, dass nichts passiert, wenn man so nach 22 Uhr vom Singen heimkommt.

- Mitten auf der Strasse gehen, den Schlüssel griffbereit haben:

Ich laufe mitten auf der Strasse. (...) Nicht auf dem Trottoir. Mitten auf der Strasse und pressiere und habe den Schlüssel im Sack, nie in der Handtasche.

- Gewisse Gebiete meiden: Es werden eine Reihe von Strassen, Gebieten, Plätzen genannt, welche die GesprächsteilnehmerInnen nachts nicht benützen. Sie sind tendenziell eher in der Innenstadt oder in deren Nähe (z.B. die Grosse Schanze). Zum Hauptbahnhof gibt es widersprüchliche Meinungen. Die einen fühlen sich dort unsicher, andere haben keine ungunen Gefühle. So sagt eine Gesprächsteilnehmerin:

²² Anna Borkowsky (2010): Altersfreundliche Stadt. Sekundärstatistische Analyse der Befragung Lebensqualität Bern 2007, Bern, S. 16f. Im Bericht der Direktion für Bildung, Soziales und Sport der Stadt Bern (2008): Lebensqualität 2007, Bern, S. 33.

²³ Ebenda, S. 36ff.

Auch durch den Bahnhof gehen, am Abend um elf, wenn ich von Zürich komme, ist für mich kein Problem. Ja, man hat halt verschiedene Sensoren für Angst oder Unsicherheit.

- Gewisse Nachtzeiten meiden. Die folgende Äusserung stammt von einem Mann anfangs sechzig:

Jetzt zum Beispiel beim Buskers-[Festival]. Ich hatte den Eindruck, nach 24 Uhr kippt es, es gibt solche, die kommen erst in die Stadt, dann gibt es Gruppierungen, wo es so knistert, und da mache ich einen Bogen. Nicht dass einer sagen kann, du hast mich komisch angeschaut. Das ist so ein Beispiel und an der Fasnacht ist es genau gleich. Wir sind auch bei den Schnitzelbänken. Es ist alles friedlich, und plötzlich ist wie eine Aggressivität da. Ich weiss nicht – spürbar für mich zumindest. Aber auch für andere Leute, habe ich gemerkt. Viele sagen, von 24 Uhr an muss ich nach Hause. Obwohl es ja eigentlich ein friedliches Fest ist. Das finde ich schade.

- Den Busfahrplan dabei haben, damit man nur kurz an der Station warten muss.

- Darauf achten, wer den gleichen Nachhauseweg hat:

Wenn ich mit der Bahn nach Hause komme, dann schaue ich schon in der Stadt, wenn ich einsteige, ist jemand vom Haus [da] (..) und dann sauge ich mich einfach dort an.

- Schreien, was die hier zitierte Frau übrigens in einem Kurs der Polizei gelernt hat:

Jedes Mal wenn ich am Abend unterwegs bin, denke ich mir, wenn jemand kommt, dann schreist du Zetermordio. Aber das muss man sich immer immer wieder sagen (..) wenn ich mir das laufend immer sage, denke ich vielleicht, dass ich es dann auch mache. Und man kann nämlich irrsinnig laut schreien und brüllen und tun, wenn man muss.

- Den Schriallalarm griffbereit haben:

Ich habe einen Schriallalarm und diesen habe ich im Sack in der Hand. Und der gibt unheimlich an! Die Polizei sagt, es sei das Beste. Nicht Spray.

- Das Auto nehmen:

Man trifft sich am Tag (..) am Abend geht man halt mit dem Auto rein.

- Ein Taxi nehmen:

Ich merke gerade, dass ich hier glücklich bin, ausser das am Abend Nachhausekommen. Ich verzichte nicht auf Theater und Konzert und alles Mögliche, und dann haben meine Kinder gesagt: Mama, jetzt ist es Zeit, ein Taxi zu nehmen.

- Sich abholen lassen:

Wenn ich einmal später unterwegs bin, kommt mich mein Mann holen.

Obwohl eher Gebiete in der Innenstadt oder innenstadtnahe Gebiete als No-Go-Areas genannt werden, kann auch das eigene, vertraute Quartier in der Nacht als verunsichernd erlebt werden.

Angst hat man vor Überfällen. Einige – sie sind klar in der Minderheit – haben selbst solche erlebt, andere davon gehört oder darüber gelesen.

Dass diese Ängste oft nicht mit den statistisch belegbaren Bedrohungen älterer Menschen übereinstimmen, ist hinlänglich bekannt. Wie eine grossangelegte deutsche Studie zeigt, haben sie jedoch durchaus eine rationale Seite. Angesichts der im Alter grösser werdenden Vulnerabilität, kann eine Vermeidungsstrategie sinnvoll sein:

Da sich ältere Menschen tatsächlich vorsichtiger verhalten als jüngere, setzen sie sich (..) in geringerem Masse Risiken aus (..). Da Vorsichtsverhalten nicht nur von der subjektiven Wahrscheinlichkeit abhängt, von einer Straftat betroffen zu sein, sondern auch von den befürchteten Tatfolgen (die im höheren Alter tatsächlich schwerer und weniger reversibel sein können, etwa im Hinblick auf gesundheitliche Folgen von Verletzungen und die Geschwindigkeit von Heilungsprozessen), erscheint ein erhöhtes Mass an Vorsicht durchaus als angemessen.²⁴

Diese Vermeidungsstrategien – so die gleiche Studie – werden unterstützt durch einen im Alter „zunehmend weniger auf den öffentlichen Raum und Kontakte zu fremden Menschen orientierten Lebensstil“²⁵. Dass sich der Lebensstil verändert, lässt sich auch in den Gruppengesprächen feststellen. Ob es primär die Angst ist, welche verhindert, am Abend auszugehen, eine Theateraufführung, einen Vortrag oder ein Konzert zu besuchen, oder ob das Interesse an solchen Aktivitäten abnimmt, kann hier nicht entschieden werden. Wie die folgenden Beispiele zeigen, sind beide Verhaltensmuster festzustellen. Die einen stellen fest, dass ihnen die Lust oder die Kraft fehlt, um abends wegzugehen:

Ich gehe auch nicht mehr raus. (..) Ich brauche in kein Konzert mehr zu gehen (..) das ist nicht mehr für uns. Es sagt mir nichts mehr.

Ich habe natürlich jetzt auch nicht mehr so viel Kraft, um etwas zu unternehmen. (..) In einem Monat bin ich 88. Ich bin froh, wenn ich noch zuhause sein kann.

Andere nehmen aus Angst, abends wegzugehen, Verzichte schweren Herzens in Kauf:

Es ist einfach [so], (..) dass ich mich nicht mehr raus wage. Das ist lange gegangen bei mir. Alle haben schon gesagt „ich gehe nicht mehr raus“, ich bin immer noch gegangen. (..) Das habe ich jetzt nicht mehr gemacht. Und ich bin ein bisschen in ein Loch gefallen deswegen. Ich kann nicht mehr – das ist nicht mehr zu ändern. Das ist jetzt unser Leben, mit dem müssen wir fertig werden.

Nachdem die Selbsthilfestrategien zur Sprache gekommen sind, fragt sich, was sich die GesprächsteilnehmerInnen bezüglich Sicherheit von der Polizei erhoffen. Nur rund ein Viertel war in der schriftlichen

²⁴ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2009): „Sicherer Hafen“ oder „gefährvolle Zone“? Kriminalitäts- und Gewalterfahrungen im Leben alter Menschen. Ergebnisse einer multimethodalen Studie zu Gefährdungen älterer und pflegebedürftiger Menschen, Berlin, S. 24f.

²⁵ Ebenda, S. 24.

Befragung der Meinung, die Polizei sei in ihrem Quartier präsent (vgl. dazu auch *Abbildung 6*). In den Gesprächen zeigt sich eine sehr realistische Einschätzung dessen, was die Polizei leisten kann:

Die Polizei kann das nicht grundsätzlich im Griff haben und überall gerade dort sein, wo etwas ist.

Dennoch: Man wünscht sich mehr sichtbare Präsenz. Die einen setzen darauf, dass mehr Streifen gefahren werden. Andere sehen dies als untaugliches Mittel an und schlagen vor, die Polizei sollte sich vermehrt zu Fuss unter die Menschen mischen oder sich aufs Radfahren verlegen. Die vorbeifahrenden Streifenwagen scheinen für einige weniger Sicherheit zu vermitteln als die direkt sicht- und ansprechbaren Polizistinnen und Polizisten.

4.3 Mit dem öffentlichen Verkehr unterwegs

Fast so wichtig wie die eigenen Füße sind für die meisten die öffentlichen Verkehrsmittel (vgl. dazu *Abbildung 5*). 39 von 40 Personen geben in der schriftlichen Umfrage an, Bus und Tram regelmässig oder ab und zu benutzen. Wie die *Abbildung 7* zeigt, erhält der öffentliche Verkehr in Bern in den meisten Punkten sehr gute Noten. Was die Infrastruktur betrifft, so sind die Befragten mit der Netzstruktur und dem Fahrplan zufrieden: Die Haltestellen sind leicht erreichbar, Bus und Tram sind pünktlich und verkehren häufig. In den offenen Kommentaren des Fragebogens und in den anschliessenden Fokusgesprächen werden – trotz der guten Noten – auch kritische Stimmen laut. Sie sollen im Folgenden kurz beleuchtet werden.

4.3.1 Infrastrukturfragen

Erreichbarkeit

Obschon die Zufriedenheit mit der Linienführung sehr hoch ist, gibt es doch den einen oder anderen neuralgischen Punkt. Konkret geht es um die Erreichbarkeit des Lindenhospitals und der Rossfeldkirche. Bei beiden Wegstrecken ist der steile Hang das Hindernis. Beim Spital liegt er zwischen der Busshaltestelle und dem Spital, in der Tiefenau zwischen dem Quartier und der Kirche. Will man ihn mit dem öffentlichen Verkehr umgehen, muss man eine lange Wegstrecke in Kauf nehmen.

Beschriftung und Schriftgrösse

Eine sehbehinderte Person verweist darauf, dass die Anschrift der Tram und Busse sowie die elektronisch angezeigten Wartezeiten für sie kaum zu entziffern sind:

Ich habe vielleicht am Anfang (..) ein wenig reklamiert, dass Tram und Bus schlecht angeschrieben sind. Das fehlt mir ein wenig in der Stadt. Also wenn man zum Beispiel am Bärenplatz ist,

ob die 9, die 3 oder die 5 kommt, das sieht man nicht. (...) Auch dort an den Stationen, wenn es rot angeschrieben ist im Schwarzen. Das sehe ich nicht.

Diese Person vermutet, dass die Displays besser zu lesen wären, wenn die Schrift weiss wäre.

Auch die Schriftgrösse der gedruckten Fahrpläne wird angesprochen. Eine Person gibt an, sich mit der Lupe zu behelfen. Sie würde es aber begrüssen, wenn die Bernmobil-Fahrpläne zusätzlich in einer grösseren Schrift verfügbar wären.

Haltestellen

Es gibt auch Kommentare und Wünsche bezüglich der Haltestellen. So verweist eine Gesprächsteilnehmerin darauf, dass die Netzpläne an den Haltestellen zu hoch angebracht sind:

Ich war letzthin im Liebefeld, das ich gar nicht kenne und dachte, wie komme ich jetzt wieder zurück zu mir, welche Linie muss ich nehmen. Und dann habe ich den Netzplan gesucht, der war über dem Fahrplan und ich musste auf die Zehen stehen, ich bin halt klein, aber ich konnte es nicht ablesen. Zu hoch. (...) Es war auch kein Mensch da, den ich hätte fragen können.

Weiter wird die Umsteigezeit am Bahnhof als zu kurz empfunden. Schafft man die Wegstrecken nicht in der erforderlichen Zeit, dann möchte man sich wenigstens setzen können. Dass es nicht nur aber gerade auch am Bahnhof zu wenige Sitzplätze hat, wird mehrmals erwähnt. Schliesslich gibt es noch die unwirtschaftlichen Haltestellen: Erwähnt werden hier insbesondere die Bahnhöfe in Ausserholligen und in Bümpliz Nord.

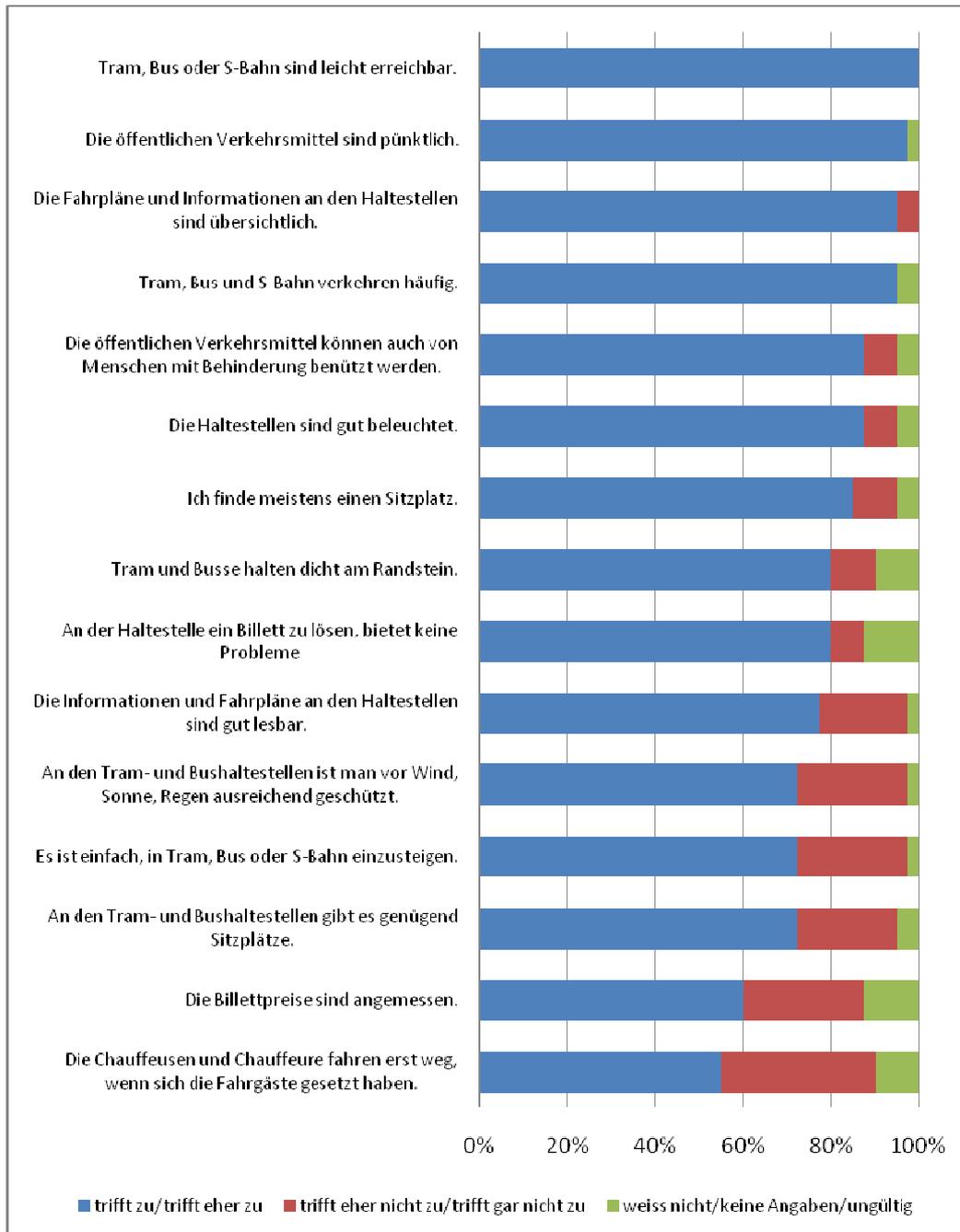
4.3.2 Nutzungsprobleme

Die heiklen Punkte bei der Nutzung der öffentlichen Verkehrsmittel ergeben sich aus den zeitlichen Abläufen und der Unsicherheit beim Stehen in Tram und Bus. Ältere Personen brauchen manchmal etwas mehr Zeit um ein- oder auszusteigen, denn sie wollen vermeiden, eingeklemmt oder umgeschubst zu werden. Nicht zufällig kommt das folgende Statement von einer Person mit einer Gehbehinderung:

Jetzt auch wo ich behindert bin, dünkt es mich, ich könnte trotzdem noch vieles (...) machen. Einzig mit dem öffentlichen Verkehr. Das Einsteigen im Bus und Aussteigen. Das ist für mich eine Schwierigkeit, weil ich da ein bisschen länger brauche. Ich stehe erst auf, wenn es haltet das Tram oder der Bus. Und dann muss ich schauen, dass ich in der Nähe der Türe bin. Und kürzlich ist mir der Bus einfach weiter gefahren. Hat es nicht gereicht.

Auch die Vertreterin von Domicil verweist mit Nachdruck darauf, dass die Zirkulationszeiten für ältere Personen oft zu kurz bemessen seien.

Abbildung 7 Mit dem öffentlichen Verkehr unterwegs



N=38-40

Der Umstand, dass man an jeder Bus- bzw. Tramhaltestelle auf ein gepflastertes Quadrat stehen kann und damit dem Chauffeur, der Chauffeuse anzeigt, etwas länger Zeit zum Einsteigen zu benötigen, ist – wie sich in den Gesprächen zeigt –, nicht allen bekannt.

4.4 Mit dem Velo unterwegs

Wie die *Abbildung 5* zeigt, ist knapp ein Viertel der Befragten regelmässig mit dem Velo unterwegs. Für die einen ist das Velo ihr zentrales Verkehrsmittel. So sagt eine Gesprächsteilnehmerin:

Ich kann mir alles mit dem Velo holen oder es ist alles per Velo erreichbar, was ich mache. Und das gefällt mir eigentlich.

Für andere ist der Radius ihrer Velofahrten mittlerweile kleiner geworden:

Und dann gehe ich immer noch mit dem Velo einkaufen ins Liebefeld oder nach Köniz. Früher ging ich auch mit dem Velo in die Stadt mit dem Velo, aber heute nicht mehr. Mit dem GA bin ich sicherer im Tram als auf der Strasse.

Der gleiche Mann fühlt sich durch VelofahrerInnen auch bedroht:

Es gibt nichts Schlimmeres als Velofahrer. Rücksichtslos fahren die im Zeugs umher. Von zehn Velofahrern halten sich acht nicht an die Regeln.

Auch andere beklagen sich über die VelofahrerInnen. Als Bedrohung werden sie zum einen auf dem Trottoir erlebt, zum andern bei den Zebrastreifen. Eine Gesprächsteilnehmerin stellt fest:

Auch wenn ich grün habe, ich habe mir angewöhnt noch links und rechts zu schauen, ob nicht ein Velofahrer kommt, weil ich bin einmal gerade noch haarscharf davongekommen. Das ist nicht nötig, dass man im Alter so verunglückt.

Auch hier: Mehrheitlich bevorzugt man klar getrennte Verkehrswege. Eine Gesprächsteilnehmerin, die dafür plädierte, dass sich FussgängerInnen und VelofahrerInnen näher kommen sollten, dürfte wenig Gefolgschaft erhalten.

4.5 Mit Auto und Taxi unterwegs

Die *Abbildung 1* macht deutlich: Die Gruppe der Personen, die regelmässig mit dem eigenen Auto oder dem Taxi unterwegs sind, ist klein. Autos und Taxis werden in den Gesprächen vor allem in zwei Kontexten erwähnt: Sie geben Sicherheit und sie sind eine – um es etwas salopp zu formulieren – Gehhilfe. Doch als solche funktionieren die Privatautos nur dann, wenn Parkplätze in der Nähe verfügbar sind:

Bis jetzt hatten wir viele Parkplätze beim Cäcilienplatz. Jetzt haben sie uns wieder ein paar abgeschnitten. Auch bei mir oben haben sie uns Parkplätze abgeschnitten, so dass ich nicht mehr in der Nähe des Hauses parkieren kann, wenn ich abends nach Hause komme. Und das dünkt

mich ganz verkehrt. Wir sollten wenigstens bei uns im Quartier die Möglichkeit lassen, dass wir älteren Leute – und ich habe noch einen Stock, also man sieht nicht nur die weissen Haare, sondern dass ich auch sonst etwas gehbehindert bin – ist das mühsam, wenn man nachher einfach nicht in der Nähe von zu Hause das Auto abstellen kann.

Das Taxifahren wird vor allem unter dem Aspekt Sicherheit erwähnt. Allerdings können sich nicht alle ein Taxi leisten. Das gilt u.a. für diejenigen, die weiter weg vom Zentrum wohnen:

Taxis sind recht teuer. Wenn man sich das vorstellt, dass zu den Theater- oder Konzertbillets noch zweimal 20-30 Franken Taxikosten kommen, dann kann man aus finanziellen Gründen nicht mehr am kulturellen Leben teilnehmen. Irgendwie sollte da noch etwas sein.

Eine Teilnehmerin wünscht sich deshalb von der Stadt für drei-, viermal pro Jahr ein Gratistaxi:

Ich würde so gerne ins Theater gehen (..) ich möchte einfach von der Stadt ein Gratistaxi haben.

Die bereits zitierte Spitex-Mitarbeiterin versteht diesen Wunsch gut: Der Besuch kultureller Angebote sollte keine Geldfrage und allen Interessierten möglich sein. Ihr Vorschlag: Der (z.B. für Arztbesuche) verbilligte Fahrdienst sollte neu auch für Abendveranstaltungen und kulturelle Anlässe zur Verfügung stehen. Hier sollte die Stadt nicht sparen, findet sie.

4.6 Der Radius

Ein weiterer wichtiger Aspekt von Mobilität ist der Radius, in dem sich die Menschen bewegen. In den Fokusgesprächen entsteht der Eindruck, dass die Stadt Bern für die meisten GesprächsteilnehmerInnen als Bewegungsraum eine sehr wichtige Rolle spielt und dass sie sich stark mit ihr identifizieren. Das mag u.a. damit zusammenhängen, dass die meisten von ihnen schon mehrere Jahrzehnte in Bern leben oder sogar schon hier aufgewachsen sind.

Quartier – Innenstadt

Nach ihrem Lebensmittelpunkt gefragt, geben die GesprächsteilnehmerInnen unterschiedliche Antworten. Die einen machen gar keinen Unterschied zwischen ihrem Quartier und der Innenstadt:

Länggasse – Stadt: Das gehört zusammen. Ich möchte nicht sagen, ich wohne jetzt in der Länggasse. Ich wohne in Bern. Ich gehöre zu Bern.

Stimmen wie diese, welche die Stadt als Ganzes in den Vordergrund stellen, gibt es nur vereinzelt. In der Regel wird klar unterschieden zwischen dem eigenen Wohnquartier und der Innenstadt. Verschieden

sind jedoch die Rollen, die Quartier und Innenstadt für die einzelnen Teilnehmenden spielen. Dazu zwei entgegengesetzte Aussagen:

Ich gehe sehr gerne in die Stadt. (..) Ich gehe jeden Tag einmal, manchmal zweimal.

Ich gehe noch weniger in die Stadt als Sie. Ich habe es in einem Jahr zweimal geschafft.

Alle weiteren GesprächsteilnehmerInnen liegen irgendwo dazwischen. Viele ordnen dem Quartier bzw. dem Stadtzentrum unterschiedliche Funktionen zu. Die einen gehen fürs Einkaufen in die Stadt, andere erledigen dies in erster Linie im Quartier und die dritten kombinieren beides. Neben dem Einkaufen kann auch das Treffen von Freunden und Bekannten etwas sein, das man eher in die Innenstadt verlegt, vor allem wenn diese in einem andern als dem eigenen Quartier zu Hause sind. Ein weiterer Grund ins Zentrum zu gehen, ist das kulturelle Angebot oder der Sport. Gleichzeitig gibt es auch wieder eine ganze Reihe von Personen, die sowohl ihr soziales Leben wie auch ihre kulturellen Interessen und sportlichen Aktivitäten vorwiegend oder sogar ganz im Quartier abdecken.

Für die Häufigkeit, in der das Stadtzentrum frequentiert wird, dürfte zum einen die Lage des Wohnortes zur Innenstadt eine wichtige Rolle spielen, zum andern das Angebot an Einkaufsmöglichkeiten in der Umgebung der Wohnung:

Ich wohne ja fast in der Stadt. Und für mich ist die Stadt das Zentrum. Meine nächste Möglichkeit einzukaufen ist der Loeb (..) oder dann gehe ich gegens Monbijou.

Wir haben alle Läden gehabt. Wir haben eine Metzgerei gehabt. Wir haben eine Bäckerei gehabt, wir haben einen Gemüseladen gehabt, eine Molkerei, es ist alles verschwunden. Es ist nur noch die Bäckerei. Sie haben uns die Apotheke weggenommen, sie haben uns die Post weggenommen. Man ist gezwungen in die Stadt [zu gehen].

Schliesslich können auch die kulturellen Interessen darüber entscheiden, ob und wie oft man in die Innenstadt geht:

Ich bin im Theaterverein. Da gehe ich natürlich auch alles in der Stadt, ins Stadttheater, zu all diesen Kleintheater, da bin ich sehr aktiv.

Viele äussern einen sehr starken Bezug zu ihrem Quartier. Diese Haltung mag dadurch verstärkt worden sein, dass die Fokusgespräche stadtteilweise stattgefunden haben und die Anwesenden sich gegenüber der Gesprächsleitung als QuartiervertreterInnen verstanden haben. Welche Rolle neben dem aktuellen Wohnquartier jeweils andere städtische Quartiere spielen, wurde nicht systematisch abgefragt. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass die weiteren Quartiere eine untergeordnete Bedeutung haben. Zur Sprache kommen sie hauptsächlich dann, wenn es darum geht, frühere Wohnorte in der Stadt zu bezeichnen.

Der weitere Radius

In den Fokusgesprächen wurde ausführlich darüber diskutiert, welche Bedeutung das Quartier bzw. die Innenstadt im täglichen Leben der Befragten habe (vgl. dazu unten Kapitel 5.1). Weitere Aspekte bezüglich des Mobilitätsradius – zum Beispiel Ferienreisen, Ausflüge – wurden nicht explizit thematisiert. In einzelnen Voten kamen sie beiläufig aber auch zur Sprache. Mehrmals wird das Generalabonnement der SBB, das so genannte GA erwähnt. Eine der GA-BesitzerInnen beschreibt seine Verwendung wie folgt:

Ich geniesse es am Morgen zu entscheiden, wenn so Wetter ist, jetzt könnte ich eigentlich mal nach Martigny in die Fondation Gianadda schauen, was sie ausgestellt haben. Oder irgendetwas einfach so. Oder einfach nach Evian Mittag essen gehen.

Etliche erwähnen, regelmässig wandern zu gehen. Die Kinder und Enkelkinder sind ein weiterer Grund, sich aus der Stadt hinaus zu bewegen:

Ich gehe in die Stadt, wenn ich mal was Spezielles kaufen muss. Und sonst bin ich noch viel unterwegs, einfach wo meine Kinder wohnen, aber das ist dann ausserhalb der Stadt in anderen Kantonen.

Ein anderer Teilnehmer, dessen Kinder auch alle ausserhalb der Stadt wohnen, hält fest, dass er und seine Frau, auch die Enkelkinder in Italien regelmässig hüten gegangen sind. Schliesslich gibt es auch noch vereinzelte Hinweise auf Ferienwohnungen und Reisen ins Ausland.

4.7 Fazit

Mobilität ist ein wichtiger Faktor im Alltag der befragten Personen. Gemäss ihrer Einschätzung hängen Autonomie und Selbständigkeit wesentlich vom Grad der Mobilität ab. Sie bewegen sich in erster Linie zu Fuss oder mit den öffentlichen Verkehrsmitteln. Um mobil – und gesund – zu bleiben, „laufen“ viele regelmässig: alleine, mit PartnerIn oder in Wandergruppen.

Entsprechend wichtig ist es diesen FussgängerInnen, sich auf ihren täglichen Wegen in Quartier, Stadt und Umgebung sicher zu fühlen. Unsicherheit verursachen einerseits neue oder ungewohnte Verkehrsführungen (z.B. Bereich Bahnhof-Schauplatzgasse Casinoplatz-Theaterplatz, Begegnungszonen, Velowege auf Trottoirs sowie VelofahrerInnen, welche die Trottoirs unbefugterweise benützen usw.) und kurze Ampelzeiten sowie bauliche Verhältnisse (hohe Trottoirränder, schräge Trottoirs) und witterungsbedingte Situationen (vereiste Trottoirs, nasse Blätter auf Trottoirs). Andererseits kann Unsicherheit von Personen und Situationen ausgehen: mehrere, nebeneinander gehende Männer auf dem Trottoir oder in den Lauben können ebenso angsteinflössend wirken wie eine Gruppe Betrunkener auf einem Platz. Kommt es in der Dämmerung oder nachts zu solchen Begegnungen, wirken diese bedrohlicher als am Tag. Generell betonen aber alle TeilnehmerInnen, wie wichtig für ihr Sicherheitsgefühl eine gute Beleuchtung ist. Einerseits ist sie entscheidend dafür, dass die Beschaffenheit des Weges erkannt wird (Unebenheiten, Absätze, Stufen), andererseits beeinflusst sie die Atmosphäre eines Ortes: So nenne viele schlecht beleuchtete Durchgänge und Quartierstrassen, schummrige Plätze und Bahnhöfe. Sind diese Orte zudem abgelegen, wenig belebt oder gar menschenleer, stellen sich besonders abends Unsi-

cherheit und Angst ein. Mehr Sicherheit versprechen sich die meisten Personen von verstärkter Polizeipräsenz in den Quartieren. Wichtig wäre ihnen insbesondere, dass die PolizistInnen sichtbar und ansprechbar, also zu Fuss oder mit dem (Elektro-)Velo unterwegs, sind. Verschiedene Personen geben an, abends aus Angst (vor einsamen Wegen, Überfällen, Pöbeleien, Anmache) auf gewisse Aktivitäten zu verzichten (Abendspaziergang im Quartier, Theatersuche). Andere lassen sich nicht einschränken und greifen zu besonderen Strategien: Mit Bekannten zusammen ausgehen; sich auf dem Heimweg anderen Personen anschliessen; das Taxi nehmen und sich bis zur Haustüre fahren lassen; sich von Angehörigen an Tramstation abholen lassen.

Mit dem öffentlichen Verkehr sind die Befragten grundsätzlich sehr zufrieden. Verbesserungen wünschen etliche im Servicebereich: längere Umsteigezeiten am Bahnhof, wo wegen der langen Tramzüge weite Umwege zu gehen sind; für gehbehinderte Personen bezeichnete Sitzplätze. Sehbehinderten Personen verursacht insbesondere die elektronische Anzeige – rote Schrift auf schwarzem Hintergrund – Schwierigkeiten. Einige der Befragten nutzen – zum Teil zur Aufrechterhaltung ihrer Mobilität – das Auto: Insbesondere eine gehbehinderte Frau sieht ihre Autonomie nun in Gefahr, weil vermehrt Parkplätze in der Nähe ihrer Wohnung aufgehoben werden.

Der Radius der Mobilität wird mitbestimmt durch die Infrastruktur: Für FussgängerInnen bedeutet dies zum Beispiel, dass Sitzgelegenheiten sowie ebenerdig gelegene oder mit Lift zugängliche WC-Anlagen entlang ihrer Spazier- und Einkaufswege entscheidend sind dafür, wie weite oder kurze Wege sie zu gehen vermögen. Beides – WCs und Sitzgelegenheiten – schätzen viele der Befragten auch in den Läden und wünschen sich mehr davon.

5 Integration und Partizipation

Man muss einfach den ersten Schritt machen. Man muss auf die Leute zugehen, und dann hat man viele Leute um sich, wenn man sich irgendwie getraut, etwas zu machen.

Gesellschaftliche Partizipation geschieht gemäss Harald Künemund in Tätigkeitsfeldern. Zu den für ältere Frauen und Männer bedeutungsvollen Tätigkeitsfeldern zählt er unter anderen: Erwerbstätigkeit, Mitgliedschaft in Vereinen und informellen Gruppen, ehrenamtliches Engagement, politische Partizipation, Pfllegetätigkeiten, Enkelkinderbetreuung, informelle Unterstützungsleistungen, Partizipation an Bildungsangeboten und im kulturellen Bereich, Medienkonsum.²⁶ In den vorangehenden Kapiteln sind bereits zahlreiche Aktivitäten der GesprächsteilnehmerInnen zur Sprache gekommen, die illustrieren, wie und in welchen Tätigkeitsfeldern sie am gesellschaftlichen Leben partizipieren. Wie Ursula M. Staudinger anmerkt – und viele Gesprächsbeispiele belegen –

kommt es nicht über Nacht zur gesellschaftlichen Partizipation, sondern diese ist durch Kontinuität vom frühen Erwachsenenalter her gekennzeichnet. Der überwiegende Teil der 70- bis 100-jährigen Aktiven hat die angegebenen Tätigkeiten auch schon in jüngeren Jahren ausgeübt. Dabei scheinen bestimmte Partizipationsmöglichkeiten, zum Beispiel der Besuch kultureller Ereignisse oder das Tanzen, im Alter von über 70 Jahren fast ausschliesslich dann wahrgenommen zu werden, wenn dies auch schon im jungen Erwachsenenalter der Fall war.²⁷

Partizipation und Integration vollziehen sich stets in einem Kontext, den Hans Werner-Werner Wahl mit dem Konzept der „Lebensumwelten“ fasst. Dabei unterscheidet er unter anderem die Mikroebene des alltäglichen Alterns (z.B. die Wohnung) von

grösseren Strukturen, etwa dem Nachbarschaftsumfeld, dem Wohnquartier, den jeweiligen kommunalen Eigenheiten und ihrem „Klima“ für Ältere, was immer dies ist, aber es existiert und unterscheidet Kommunen teilweise in erheblichem Masse.²⁸

²⁶ Harald Künemund (2001): Gesellschaftliche Partizipation und Engagement in der zweiten Lebenshälfte. Empirische Befunde zu Tätigkeitsformen im Alter und Prognosen ihrer zukünftigen Entwicklung, Berlin, S. 11.

²⁷ Ursula M. Staudinger (2002): Produktivität und gesellschaftliche Partizipation im Alter, in: Bernhard Schlag und Katrin Megel (Hrsg.): Mobilität und gesellschaftliche Partizipation im Alter. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Stuttgart, S. 80.

²⁸ Hans-Werner Wahl (2002): Lebensumwelten im Alter, in: Bernhard Schlag und Katrin Megel (Hrsg.): Mobilität und gesellschaftliche Partizipation im Alter. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Stuttgart, S. 49.

Wenn hier auch nicht die von Wahl beschriebene Sozialökologie des Alter(n)s weiter verfolgt werden soll, so ist für diese Untersuchung doch seine Überlegung wichtig,

*dass Entwicklungsprozesse im höheren Lebensalter in besonders intensiver und kontingenter Weise von den Ressourcen und Begrenzungen der jeweils gegebenen Umweltbedingungen abhängig sind bzw. von diesen stimuliert und gefördert oder unterdrückt und begrenzt werden können.*²⁹

Die Lebensumwelt kann demnach so beschaffen sein, dass sie Partizipation ermöglicht oder behindert. Zu beachten ist – unter anderem – dass mit dem Alter die Adaptionfähigkeit bezüglich Umweltan- und -herausforderungen zurück geht. Wahl verweist auf Kompetenzeinbussen wie Einschränkungen des Sehens, Hörens, der Bewegungs- sowie der kognitiven Leistungsfähigkeit an. Illustrative Beispiele für die Folgen solcher Einbussen – samt Bewältigungsstrategien – kommen bereits in den Kapiteln „Wohnen“ und „Mobil sein“ zur Sprache. Hier nun soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern ihre Lebensumwelten die Partizipation der GesprächspartnerInnen am gesellschaftlichen Leben ermöglichen oder behindern. Da Partizipation am gesellschaftlichen Leben eine gewisse Integration in die Lebensumwelt(en) voraussetzt, stellt sich zunächst die Frage nach dem subjektiven Gefühl, dazu zu gehören.

5.1 Dazu gehören, integriert sein

Vom Grüssen

Wie *Abbildung 13* zeigt, stimmte in der schriftlichen Befragung eine grosse Mehrheit der Antwortenden der Aussage (eher) zu: „In meinem Quartier fühle ich mich gut integriert.“ Gleichzeitig fühlt sich eine grosse Mehrheit anerkannt, respektiert und im eigenen Quartier gut integriert. Diese sehr positive Beurteilung der individuellen sozialen Situation macht neugierig: Woran erkennen die Befragten, dass sie dazu gehören? Wie beschreiben sie das Gefühl, integriert zu sein?

Als erstes ist von einem Phänomen zu berichten, das sich in praktisch allen Fokusgruppen zeigte: die Bedeutung des Grüssens. Beschrieben wird es zum Beispiel so:

Ich fühle mich einfach da zu Hause, im Quartier. Und zwar ist es wahrscheinlich auch noch wegen dem, weil man wirklich alles haben kann; man kennt die Leute, sie kennen einen sogar beim Namen.

Grüssen und gegrüsst kann das Gefühl von Geborgenheit vermitteln. Fast ist man versucht, die Verszeile „Bösewichter haben keine Lieder“ umzudrehen und, auf das Grüssen umgemünzt, zu sagen: Wer grüsst, ist ein Freund, sagt doch eine andere Frau:

Die Leute sind so lieb (..) Wenn man an die Station geht, grüssen einen die Leute.

Eine andere Teilnehmerin erlebt das Grüssen in ihrem Quartier so:

²⁹ Ebenda, S. 50.

Wir sind eigentlich ein Dorf. Wir grüssen alle einander. Wenn man jemanden dreimal gesehen hat, fängt man an zu grüssen, und beim fünften Mal fängt man an, miteinander zu reden.

Dass die dörfliche Kultur des Grüssens vor der vermeintlichen Anonymität des Hochhauses nicht halt macht, beschreibt ein Gesprächsteilnehmer aus einem weiteren Quartier:

Ich wohne in einem Hochhaus, und der Präsident der Genossenschaft hat einfach, wenn jemand neu eingezogen ist, oder von Anfang an, hat er gesagt, man grüsst einander. Und das hat sich wirklich eingebürgert. Und das macht schon viel aus.

Gemäss der nächsten Aussage ist grüssen und gegrüsst werden an sich wertvoll – für das Gefühl dazu zu gehören, mit der Lebenswelt vertraut zu sein, ist es nicht wesentlich, die Namen zu kennen:

Man hat viele Leute, welche man sieht, man weiss nicht, wie sie heissen, sie grüssen einen, wobei man kennt sie schon ewig lange. Und ich könnte mir das nicht vorstellen, in ein anderes Quartier umzuziehen. Mir würde das fehlen. Eben auch solche Leute, man hat keine Ahnung, wie sie heissen, man hat keine Ahnung, wo sie wohnen. Aber durch das viele Sehen grüsst man einander.

Wie stetes Grüssen zu einer verlässlichen Beziehung führen kann, schildert diese Teilnehmerin:

Wir haben Spanier bei uns. Und man weiss, die Spanier sind so ein bisschen zurückgezogene Leute. Das ist einfach ihr Naturell. Aber wir haben einander, viele Jahre hat man sich ja gegrüsst, gerade so hui. Dann hat einmal einer ein neues Auto gehabt, und da habe ich nur gesagt: Au, hat es ein neues Auto gegeben, super. Von diesem Moment an war der Kontakt da. Das ist ein wunderbarer Kontakt geworden (..) dann ist die andere Familie noch dazu gekommen. Die haben dann auch Kontakt haben wollen. Es ist eins nach dem anderen dann.

Andere von weitem schon zu erkennen, einander aus der Nähe zu grüssen, gar ein paar Worte zu wechseln: Das heisst, in der jeweiligen Lebensumwelt zu Hause zu sein. Eine Frau, die sich in ihrer Strasse nicht integriert fühlt, macht dies explizit daran fest, dass sie nicht gegrüsst wird:

Integriert sein in dieser Strasse, das ist noch etwas schwierig. (..) Ich bin ich dort jetzt 15 Jahre. Als ich dort hingezogen bin, haben einige Leute mich gar nie wahrgenommen. Ich habe sie angeschaut, sie haben mich gar nie angeschaut, gar nie meinen Gruss abgenommen oder überhaupt gegrüsst.

Sie weiss genau, wovon sie spricht, spürt genau, was sie vermisst:

Vorher habe ich auf dem Land gewohnt und dort bin ich viel, viel besser integriert gewesen in diesem Dörfli. Das ist ein Weiler gewesen. Da haben alle einfach miteinander Kontakt gehabt und nicht nach Status oder weiss nicht was.

Von diesem Dorfgefühl im eigenen Quartier und den damit zusammenhängenden Umgangsformen sprechen mehrere Personen, zum Beispiel ein Teilnehmer aus dem Breitenrain ...

Wir wohnen jetzt zwölf Jahre in diesem Quartier. Und es ist einfach mehr so die Stimmung. Oder die Ambiance in diesem Quartier, welche mir das Gefühl gibt, ich fühle mich hier wohl (...). Gut es hat natürlich in der Nachbarschaft, wir kennen schon Leute, und man spricht dann miteinander oder lädt einander gegenseitig ein. Aber ich denke, das ist nicht das Wesentliche von dem, wo ich den Eindruck habe, ich gehöre zum Quartier. Sondern es ist mehr wirklich so das, auch die Häuser. Nein, es ist wirklich, es ist einfach ein Quartier, welches lebt, es ist ein Dorf im Prinzip.

... und ein anderer aus dem Fellergut in Bümpliz

Der Unterschied zwischen einem 1-Familien-, 2-Familienhaus oder einem grossen Haus, so wie wir drin sind. Das kommt mir vor wie ein Dorf. Es gibt bei uns im Kanton Bern Gemeinden, die haben weniger Einwohner als in diesem Haus wohnen. (...) Da wohnen etwa 600 Leute in diesem Haus. Und die Leute verhalten sich eigentlich auch wie eine Dorfpopulation. Wobei die verschiedenen Gänge sind dann die Quartiere. Man könnte das vielleicht schon so sagen, weil, die kennt man ein bisschen besser, die trifft man auch beim Heimkommen und Weggehen. Aber das ist ein normales, harmonisches Leben, so empfinde ich es wenigstens.

Einkaufengehen: ein sozialer Akt

Wenn grüssen und gegrüsst werden als erstes Indiz für soziale Integration im Quartier verstanden werden können, so lässt sich das gelingende, nämlich Kontakt stiftende Einkaufengehen als weiterer Beleg für Integration, ja Partizipation begreifen. Einkaufengehen ist für viele GesprächsteilnehmerInnen sowohl zeitlich, als auch sozial und emotional von offensichtlich grosser Bedeutung – das zeigen die Diskussionen in den Fokusgruppen. Der soziale Vorgang des Einkaufengehens kann als die wohl alltäglichste und niederschwelligste Form der gesellschaftlichen Partizipation verstanden werden. Dabei spielt das Gehen (oder Velofahren) eine entscheidende Rolle: Bei der hier beschriebenen Form des Einkaufens ist weniger der Konsum wichtig, als vielmehr das gesamte Geschehen vom Zeitpunkt des Verlassens der Wohnung bis zur Rückkehr. Im Folgenden schildert eine Teilnehmerin, was das Einkaufengehen für sie bedeutet:

Wir haben nicht gross mit vielen Leuten [zu tun], dass wir zusammen kommen und so, aber man trifft wieder jemanden, wo man gut kennt. (...) Unterwegs oder eben auch, was auch schön ist, in den Läden. Oder, ich gehe in die Apotheke, dort kennen sie einen. Einfach, wo man in die kleinen Läden geht, kennt man einen, man spricht ein paar Worte. Oder man geht ins Konsum und trifft jemanden oder im Migros. Es ist, ohne dass man aufeinander sitzt, oder immer Kontakt haben muss. Ich fühle mich einfach wohl.

In einem Quartier, in dem man zu Hause ist und sich integriert fühlt, ist Einkaufengehen also eine ziemlich sichere Methode, um Leuten zu begegnen, Kontakt zu finden und sich auszutauschen – und das, ohne sich vorher verabreden und festlegen zu müssen:

Ich wohne nahe beim Freudenbergerplatz. Dort gehe ich liebend gerne – seit ich etwas mehr Zeit habe, seit ich pensioniert bin – einkaufen. Auch immer mit dem Gedanken, dort ist vielleicht

jemand, mit dem ich ein paar Worte wechseln kann. Ich finde das etwas ganz Gutes. Oder vielleicht sogar ein Kaffee trinken gehen.

Einige Aussagen lassen vermuten, dass das Einkaufengehen (wie das bereits früher erwähnte „Laufen“) in emotional schwierigen Situationen als Strategie eingesetzt wird. So berichtet eine Teilnehmerin:

Ich muss jeden Tag einen Kontakt haben. (...) Wenn ich sonst nichts habe, gehe ich Kommissionen machen.

Eine andere Funktion hat das Einkaufengehen im Quartier für eine Teilnehmerin, die eigentlich auf die Innenstadt ausgerichtet ist. Zu ihrem Erstaunen beobachtet sie, wie ihre Einkaufsgänge zu Begegnungen und dazu führen, Interesse für „ihr“ Quartier zu entwickeln:

In der letzten Zeit, seit ich pensioniert bin, gehe ich manchmal auch bewusst, denke ich, ja, es ist ja mein Quartier, und komme dahin, also bis in den Breitenrain, Coop und Migros und gehe dort einkaufen. (...). Und bin dann immer erstaunt, ich treffe einfach jedes Mal Leute, welche ich kenne, und dann schwatze [ich mit ihnen]. Ja, vielleicht fange ich ein bisschen an, in dieses Quartier zu kommen.

Wer zu Fuss (oder mit dem Velo) unterwegs ist, ist sichtbar und ansprechbar. Sollte die Person auf Einkaufstour – offen für Kontakte und Begegnungen – fatalerweise niemandem begegnen, so hat sie doch ein Ziel, eine Aufgabe und partizipiert am gesellschaftlichen Leben, gehört dazu. Spätestens im Quartierladen – oder an der Kasse im Grossverteiler – wird jemand sie kurz ansehen, vielleicht grüssen, vielleicht ein paar Worte mit ihr wechseln. Diese Chance besteht immer. Gefragt, was sie tun, um gesund zu bleiben, haben viele geantwortet: Leute treffen, in Kontakt sein, Beziehungen pflegen, zusammen mit anderen etwas unternehmen. Es erstaunt deshalb wenig, dass elektronische Einkaufsmöglichkeiten eher skeptisch beurteilt werden:

Es ist gut, wenn man immer noch selbst gehen kann und dann die Sachen nach Hause bringen lassen kann. Aber alles zu Hause bestellen und bringen lassen, das ist nicht gut. Dann findet der Kontakt auch nicht mehr statt.

Auf Interesse stösst vielmehr die Idee eines Hauslieferdienstes, der die in den Läden getätigten Einkäufe nach Hause bringt. Eine Dienstleistung, die auch in den Augen der befragten Spitex-Mitarbeiterin vielen das Einkaufen erleichtern würde. Sie weist zudem darauf hin, dass hohe Regale, zu schmale Gänge bei den Kassen und zu hohe Schalter das Einkaufen für jene Personen erschwert, die mit Rollator oder Rollstuhl unterwegs sind.

Vom „Lädelerben“ und den Folgen für die Einkaufswege war bereits im Kapitel 4.6 kurz die Rede. Ergänzend sei hier die soziale Komponente betont: Fehlende Einkaufsmöglichkeiten im Quartier verringern die Kontakt- und Austauschgelegenheiten und die Lebendigkeit des Quartiers.

Früher haben wir (...) für alles einen Laden gehabt. Und jetzt ist halt alles bei der Migros zusammen. Ich bedauere das. Man hat keine Beziehungen mehr. Es ist einzig noch die Apotheke, wo man jemanden persönlich kennt.

Wie viele Zitate belegen, stiftet ein durch Infrastruktur und Menschen belebtes Quartier Identität und ermöglicht Partizipation. Entsprechend gross ist die Genugtuung jener Leute, die in ihrem Quartier alles finden, was sie brauchen:

Ich habe alles im Quartier oder vielleicht einmal in der Woche ein Grosseinkauf in der Stadt. (..) Ich bin 57 Jahre im Quartier, und man ist einfach dort jetzt daheim.

Wie im Kapitel 4.6 geschildert, ist der Einkaufsradius der befragten Personen sehr unterschiedlich. Zu beachten ist, dass je nach Ausstattung ihres Quartiers, nicht alle GesprächspartnerInnen ihr Einkaufsverhalten wählen können und – beispielsweise – gezwungen sind, in der Innenstadt oder in umliegenden, nahe gelegenen Ortschaften einzukaufen.

Die Gespräche haben gezeigt, dass bei Ehepaaren fürs Einkaufen öfter die Frau als der Mann zuständig ist. Dementsprechend mehr haben wir darüber erfahren, wie Frauen in ihrem ganz gewöhnlichen Alltag Integration erleben und wo sich niederschwellige Partizipation vollzieht. Allein die Ergebnisse der schriftlichen Umfrage hätten die Wichtigkeit des Einkaufengehens und der damit verbundenen Strategien und Kontaktmöglichkeiten nicht vermuten lassen: 38 Personen stimmten nämlich der Aussage zu, die Läden für den täglichen Bedarf seien leicht erreichbar, und immerhin 30 Personen bestätigten, diese würden nahe beieinander liegen; nur für 7 Antwortende trifft diese eher oder gar nicht zu. Dienstleistungen (wie Post, Bank, Coiffeur, Hausärztin, Quartierzentrum, Bibliothek) sind für 35 Personen gut erreichbar, für 5 Personen eher oder gar nicht.

5.2 Lebensmittelpunkt und Partizipation

Lebensmittelpunkt

Natürlich ist Einkaufen nur eine Alltagsaktivität unter vielen, und die Lebensumwelt Quartier für die Befragten von unterschiedlicher Bedeutung. Die Auswertung der schriftlichen Umfrage gibt Hinweise darauf, dass vielen der Quartierbezug wichtig ist. Deshalb haben wir in den Gesprächen nachgefragt: Wie steht es wirklich mit dem Quartierbezug? Welchen Aktivitäten gehen sie nach? Wo liegen ihre Tätigkeitsfelder? Geschieht hier Partizipation? Bei den Antworten sind grob zwei Tendenzen auszumachen: Die einen suchen und finden praktisch alles in ihrem Quartier, identifizieren sich zum Teil stark mit diesem Lebensraum und erleben ihn als einen gegenüber der Innenstadt gleichsam abgegrenzten Raum – andere wiederum nehmen Quartier und Innenstadt als ein Ganzes wahr, verstehen sich als BernerInnen und wollen von Abgrenzung nichts wissen (vgl. dazu auch oben Kapitel 4.6). Wenige skizzieren eine weiträumigere Sichtweise wie die folgende Frau, die gleich in mehreren Quartieren aktiv ist:

Bern-Süd ist mein Lebensmittelpunkt. Ich bin nicht so fest genau an den Wohnort gebunden. Ich gehe nach Bolligen zum Singen, nach Bümpliz in einen Kurs. Ich habe Freunde in der Altstadt, ich gehe ins Seniorenkino. (..) Ich kann mir alles mit dem Velo holen, oder es ist alles per Velo erreichbar, was ich mache. Und das gefällt mir eigentlich.

Ein anderer Teilnehmer empfindet das Quartier stark als eng verbunden mit (und nicht abgetrennt) von der Welt:

Also ich bin ja vom Land in die Stadt gezogen. (...) Von dem her gesehen, sehe ich eher den Gegensatz Land-Stadt (...) Da kann ich jetzt nicht einen grossen Unterschied machen zwischen Quartier und Stadt. Ich wohne einfach in der Stadt, bewege mich in der Stadt und bin vielleicht auch noch nicht so lange pensioniert, darum lebe ich eher grossräumig. Ich empfinde jetzt nicht das Quartier als die kleine Zelle. (...) Ich fühle mich da schon wohl, kein Problem, aber es sollte noch ein bisschen mehr Bewegungsfreiheit geben. (...) Ich bin sowieso jemand, der gerne unterwegs ist, auch weltweit, und ich fühle mich dann zu Hause, wenn ich zu Hause bin und habe nicht das Bedürfnis, noch irgendwo sehr viele Konzerte schauen zu gehen oder irgendwelche Aktivitäten (...). Und mit den Läden habe ich halt nicht viel zu tun. Da habe ich eine Frau, welche einkaufen geht. (151)

Die Beispiele legen es nahe, Lebensmittelpunkt und Lebensumwelt(en) der Befragten situativ und im Zusammenhang mit ihren Aktivitäten und Tätigkeitsfeldern zu bestimmen.

Partizipation und Tätigkeitsfelder

Was also tun die Leute, inwiefern partizipieren sie am gesellschaftlichen Leben? Vorausgeschickt sei, dass die Tätigkeitsfelder und Aktivitäten der GesprächsteilnehmerInnen je nach Lebensphase und Lebenssituation von unterschiedlichen Faktoren beeinflusst werden. Diese Faktoren sind in den Gesprächen nicht systematisch abgefragt worden. Zusammenfassend können immerhin grob die folgenden Faktoren genannt werden: einerseits Biographie und aktuelle Lebenssituation, physische, psychische, mentale und allgemeine gesundheitliche Verfassung (beziehungsweise deren subjektive Einschätzung), soziale Einbettung und Verankerung, aufgeschobene oder aktuelle Bedürfnisse; andererseits Anfragen, Anforderungen und Verpflichtungen (z.B. Familie), Vernetzung, Angebote (Bildung, Kultur, Freizeit usw.), zur Verfügung stehende Zeit – und nicht zuletzt Offenheit, Interesse und Lust.

Die Auswertung der schriftlichen Umfrage zeigt, dass die grosse Mehrheit der Antwortenden sich am öffentlichen Leben beteiligen, indem sie Kontakte knüpfen, Beziehungen pflegen, Veranstaltungen besuchen und eine breite Palette an Angeboten nutzen. So stimmten 33 Personen der Aussage zu, es gebe Orte, wo sie leicht Freunde und Bekannte treffen könnten, und 31 Personen bestätigten, es gebe Veranstaltungen, an denen sie neue Leute kennen lernen könnten.

Eine Ahnung vom Spektrum der Aktivitäten vermittelt folgendes Beispiel:

Ja, das [„Westside“] gehe ich anschauen. Das habe ich auch gesehen. Das ist in Ordnung. Aber ich muss mein Zeug nicht von dort nach Hause tragen. Ich bin auch Fussgängerin, keine Autofahrerin. Treffen tu ich mich auch einzig in der Stadt, nicht unbedingt in den Quartieren. Bin auch bei den Grauen Panthers, was Kulturelles anbelangt, gehe ich viel mit denen anschauen. (...) Wir haben ein sehr gutes Verhältnis in der Nachbarschaft. Nicht nur mit den Älteren, sondern auch mit den Jungen. (...) Und wir kommen also wunderbar miteinander [aus]. (...) Man hat vor allem

auch die Kinder, oder, die haben immer Freude. Und ich habe auch mitgemacht mit den [Advents-]Fenstern.

Gemäss Umfrage hält eine grosse Mehrheit der Befragten das Angebot in den Bereichen Freizeit, Bildung, Kultur, Sport und Religion für ausreichend. In den Fokusgruppen bestätigt sich diese Aussage insofern, als zahlreiche TeilnehmerInnen davon berichten, aktive Mitglieder bei einer oder gar mehreren Organisationen zu sein und regelmässig deren Angebote in den oben genannten Bereichen zu nutzen, bzw. zum Teil daran mitzuwirken. Konkret erwähnt werden: Graue Panther (kulturelle und Informations-Veranstaltungen, Wandergruppen, Ausflüge), Pro Senectute (Wandergruppen), Kneipp Verein (Wanderungen, Ausflüge, Führungen), Verein Volksgesundheit, Pensioniertengruppen von Gewerkschaften, Quartierleiste, Quartierzentren. Während Quartierleiste und -zentren vorwiegend quartiergestützte Angebote machen, wie zwei Zitate illustrieren ...

Ich bin eigentlich sehr stark quartierbezogen. (..) Für mich ist der „Breitschtreff“ ein Mittelpunkt. Und den benutze ich auch, ich gehe regelmässig. Ich bin jetzt in das Erzählkaffee gegangen.

Jetzt haben wir den Quartiertreff [Aaregg], das will ich also auch sagen (..) Dadurch (..) kommen die Leute zusammen.

... können die Angebote der anderen Organisationen irgendwo in der Stadt stattfinden.

Im Moment gehen wir jeden zweiten Monat mit den Grauen Panthern ein Altersheim besichtigen.

Ein offensichtlich breites quartierbezogenes und – von den TeilnehmerInnen der Fokusgruppen – gut genutztes Angebot stellen Kirchgemeinden und Pfarreien bereit. Besucht werden diese Veranstaltungen meist explizit mit der Absicht, Leute zu treffen. Einige Personen nehmen je nach Thema an Veranstaltungen aller Kirchgemeinden und Pfarreien im Quartier teil. Ausdrücklich genannt werden Angebote wie Mittagstische, Seniorenessen oder -nachmittage, Café littéraire, Literaturgruppen, Ausstellungen, Bücherverkäufe, Flohmärkte, Secondhand Kleiderverkäufe, Kerzen ziehen, Konzerte, Predigten, Filmnachmittage, Wandergruppen, Ausflüge/Besichtigungen. Mittagstische scheinen geeignete Orte, um mit Bekannten hinzugehen, wie das folgende Zitat zeigt ...

Also ich bin an zwei Orten zu Hause, in der Nydegg und im Münster. (..) Ich gehe jetzt, seit ich daheim alleine bin, regelmässig dorthin essen, ins Calvin, einmal im Monat; und einmal in der Nydegg. Und jetzt habe ich auch Bekannte, mit welchen ich lange Zeit zusammen in der Schulkommission war. Wir gehen jetzt regelmässig zusammen Mittagessen.

... oder aber um neue Leute kennenzulernen:

Dann hat es morgen hier das Mittagessen, und da trifft man auch wieder Leute. (..) Ich lerne immer mehr und mehr Leute kennen. Also wenn sie da am Tisch sitzen, sie sitzen immer bei jemandem (..) mit dem man schwatzen kann.

Mitglieder der katholischen Kirche erwähnen zusätzlich Veranstaltungen der Dreifaltigkeitsgemeinde in der Innenstadt; auch Mitglieder anderer Kirchen oder Religionen besuchen regelmässig Veranstaltungen an speziellen Treffpunkten in der Stadt oder in der Schweiz.

Erwähnt werden zudem von Vereinen betriebene Quartiertreffpunkte wie etwa das Punto mit Brunch und kulturellen Veranstaltungen (Kirchenfeld); die TeilnehmerInnen berichten von kulturellen Veranstaltungen (z.B. Konzerte) und Vorträgen, die sie im Quartier besuchen. Es gibt nur vereinzelt Kinos oder Kleintheater in den Quartieren (z.B. Seniorenkino im „ABC“, LaCappella, beides Breitenrain) ...

Wir sind gerade etwa drei Minuten von der LaCappella weg. Also wir können noch so um Viertel vor Acht sagen: Uh, wollen wir nicht kurz gehen? Und da können wir gerade schnell hinüber huschen. Das ist sehr praktisch. Oder eben auch das ABC. Dort gehen halt die Senioren... ich gehe meistens am Abend in den Kino, (...) viele Sachen, welche in der Stadt liefen, kommen nachher ins ABC.

... aber vielerorts Konzert- und Veranstaltungsorte:

Ich bin jetzt erstaunt, wenn ich im Schlossverein an ein Konzert gehe, ist einfach dieser Saal voll. Und dann muss ich nur über die Strasse für nach Hause und ich schätze das so!

Kulturelle Veranstaltungen besuchen etliche TeilnehmerInnen deshalb vor allem in der Innenstadt. Erwähnt werden: Stadttheater, Kleintheater, Kinos, Museen; Ausstellungen, Konzerte, Vorträge, Lesungen in Buchhandlungen.

Ich bin nicht einmal sicher, ob das in der Stadt ist oder im Quartier ist. Meine Lieblingsecke ist Helvetiaplatz, Historisches Museum und Naturhistorisches Museum. Diese Vorträge. Ich liebe die, ich schätze die.

Sowohl die Veranstaltungen im Quartier als auch in der Innenstadt sind gemäss Umfrage gut erreichbar: 26 Personen sind mit den Veranstaltungszeiten einverstanden, 7 Personen beurteilen diese eher negativ. 25 Personen schätzen es, dass es spezielle kulturelle Veranstaltungen für ein älteres Publikum gibt, für 7 Personen trifft diese Einschätzung eher nicht/gar nicht zu, und 7 Personen kreuzten „weiss nicht“ an. In den Gesprächen ist denn auch kaum Kritik am Angebot in den Bereichen Freizeit, Bildung, Kultur, Sport und Religion angebracht worden. Eine Teilnehmerin hingegen vermisst ein spezifisches Angebot für Personen, die gerne aktiv und kreativ sein möchten. Ihren Wunschtraum beschreibt sie folgendermassen:

A: Irgendein Lokal, ein Treffpunkt für ältere Leute, aber unabhängig von Konfessionen, das irgendwie geleitet ist, wo man hingehen kann und irgendetwas tun kann. Wo auch eine Infrastruktur vorhanden ist, wo man zusammen irgendetwas basteln kann oder was einem gerade – ja, ich muss da etwas vorsichtig sein – also wo man vielleicht seine Interessen ein wenig ausleben kann, aber ohne allzu grosse Beaufsichtigung. Nicht so, wie gewisse Kirchengemeinden das anbieten, einfach so Bastelnachmittage dann und dann. Das müsste irgendein Treffpunkt sein, der meistens offen ist am Nachmittag oder am späteren Morgen. Man kann rein und rausgehen und sich ein Kaffee machen.

B: Wären Sie zum Beispiel auch bereit, selber ein Programm anzubieten? Haben Sie ein Talent, das Sie gerne unter die Leute bringen würden

A: Ja (zögert), ja, warum nicht? Da müsste man auch noch etwas herausfinden, welche Bedürf-

nisse vorhanden sind. Aber eigentlich eben nicht auferlegtes Stricken oder Blätzli stricken oder so. Wirklich so, dass jeder sein Hobby ein wenig praktizieren kann in Gesellschaft. Und vielleicht noch Anregungen bekommt von jemandem, der vielleicht etwas mehr Bescheid weiss.

Mitmachen – allein sein

In den Fokusgruppen haben sich auch Personen geäußert, die in ihrer jetzigen Lebensphase – oder infolge einer aktuellen Situation – lieber daheim bleiben als ausgehen. Wie im Kapitel 4.2 geschildert, beeinflusst das individuelle Sicherheits-/Unsicherheitsgefühl das Freizeitverhalten, besonders abends. Das Daheimbleiben kann aber auch andere Gründe haben, so sagt ein Mann:

Ich gehe nicht mehr so gerne an solche Veranstaltungen, weil, wenn ich heimkomme, kann ich mit niemandem darüber sprechen. (...) Ich bin auch nicht mehr der Jüngste, aber mit alten Leuten habe ich einfach Mühe! Gewisse Themen, die mich interessieren, kann ich einfach nicht umsetzen.

Ähnlich argumentiert eine verwitwete Frau:

Ich bin auch schon in die Stadt gegangen, wenn etwas gewesen ist. Aber das ist selten gewesen. Jetzt, wo der Mann gestorben ist, noch viel weniger. Da bleibt man halt eher im Quartier. (...) Ins Theater und ins Kino gehe ich in die Stadt nicht mehr, man hat ja den Fernseh (...), schöne Reisen, schöne Bilder. Ganze Reisen kann man machen, die man früher gemacht hat und jetzt nicht mehr kann. Dann kann man das anschauen.

Eine weitere Person stellt schlicht ihre wechselnde Bedürfnisse fest: ...

Ich habe gerne Leute, aber ich bin halt auch gerne mal alleine.

... während eine andere erklärt:

Und dann möchte ich auch [sagen], das wegen dem Zurückziehen, um 5 [Uhr abends] nicht mehr weg gehen: Ich bin gerne zu Hause.

Werden im Altersbereich die Themen Einsamkeit und Isolation angesprochen, so plädiert François Höpflinger für eine genaue Analyse, denn:

Einsamkeit im Alter existiert, ist aber weniger häufig als häufig vermutet wird.³⁰ Zu beachten ist allerdings, dass das Gefühl von Einsamkeit und soziale Isolation – definiert als Fehlen guter so-

³⁰ Höpflinger verweist an dieser Stelle auf Untersuchungen zu Einsamkeitsgefühlen bei alten Menschen aus Genf und dem Wallis zwischen 1979 und 1994: Lalive d'Epinay, Christian et al. (1997): Les personnes âgées à Genève 1979-1994. Santé, famille, réseaux d'aide et de soins, Les cahiers de la santé, hg. vom Dép. de l'action sociale et de la santé, Nr. 8, Genève und Lalive d'Epinay, Christian et al. (1997): Un bilan de santé de la population âgée. Comparaison entre deux régions de Suisse et analyse des changements sur quinze ans (1979-1994), Cahiers médico-sociaux, Nr. 41, S.109-131.

zialer Beziehungen – nicht deckungsgleich ist. Einerseits fühlen sich nicht alle sozial isolierten Betagten einsam, andererseits ist Einsamkeit auch in einer Ehe denkbar. Zudem kann soziale Isolation und Vereinsamung im hohen Lebensalter auch das Ergebnis eines gewollten sozialen Rückzugsprozesses darstellen. (...) eine sorgfältige Analyse [muss] genau unterscheiden zwischen den Effekten des Alters bzw. der Langlebigkeit – welche etwa dazu beiträgt, dass PartnerIn oder Gleichaltrige wegsterben – und Effekten der bisherigen Lebensgeschichte (wodurch etwa soziale Isolation und Desintegration in früheren Lebensphasen auch zur Isolation im Alter beitragen).³¹

Das Beispiel eines Mannes, der Einblick in sein Leben gibt, zeigt, wie ambivalent Alltagsgefühle erlebt werden können:

A: Ich habe aber praktisch keinen Kontakt mit der Umgebung. Ich lebe so ein bisschen wie ein Einsiedlerkrebs. Aber das ist halt so. Wir haben nur Französisch gesprochen zu Hause, und rundum hat das niemand verstanden. Und deshalb haben wir etwas für uns gelebt. Und wir haben eben vor allem im Garten gelebt, und ich bin auch Einzelkind, war immer auf mich alleine angewiesen, das hat mich nie gestört. Ich fühle mich sehr wohl. (...) Die ganze Woche spreche ich mit niemandem. Aber mich stört das nicht.

B: Sie möchten also nicht mehr Kontakt?

A: Ich bin eben etwas schwierig in dieser Beziehung. Ich spreche gerne über politische Sachen und über Kultur, das ist das, was mich beschäftigt. (...) Ich lese eben sehr viel, und dann hat es im Fernsehen heutzutage sehr gute Programme, auch im Radio. (...) Ich hätte schon Lust mit Leuten darüber zu kommunizieren (...) und ich bin ja nicht alleine auf der Welt, und es gibt ganz viele Sachen, über die man sprechen sollte und eine gewisse Kontinuität haben. (...) Ich bin natürlich viel weg. Ja, ich muss sagen, ich habe mindestens 40 Personen in ganz Europa verstreut, mit denen ich brieflich Kontakt habe.

5.3 Soziale Netze

Die Gespräche in den Fokusgruppen zeigen: Es ist im Lebenslauf und individuell verschieden, wie dicht das soziale Netz sein sollte, damit jemand sich wohl, geborgen und integriert fühlt. In späten Lebensphasen können die Kontakte weniger und das soziale Netz löchriger werden – und auch derartige Entwicklungen dürften unterschiedlich erlebt werden. Mannigfaltig können zudem die Gründe sein für das Wenigerwerden.

An der Umfrage und den Gesprächen in den Fokusgruppen haben durchwegs Leute teilgenommen, die dank guter sozialer Vernetzung auf diese Untersuchung aufmerksam wurden und interessiert waren, zu partizipieren, ihre Erfahrungen beizutragen. Die Stimmen jener, die weniger Kontakte haben, als ihnen vielleicht lieb ist, fehlen in dieser Untersuchung weit gehend. Immerhin hat eine Teilnehmerin davon be-

³¹ François Höpflinger (2009, letzte Aktualisierung): Soziale Beziehungen im Alter – Entwicklungen und Problemfelder. www.hoepflinger-com, S. 3.

richtet, wie es wirken und welche Gründe es haben kann, wenn man sich aus der Lebensumwelt etwas zurück zieht:

A: Wir sind schon integriert, aber wir machen nicht mit, bei diesen Quartierfesten und so. (...) Wir haben das Gefühl, das ist jetzt einfach wirklich für die Jungen. Wir haben schon Kontakt (...).

B: Was ist charakteristisch oder grundlegend für Ihr Gefühl: Ich gehöre dazu?

A: Ich glaube es ist schon, wie einem die Leute entgegenkommen. Wenn man grüsst, man spricht paar Worte miteinander, aber man hat nicht, wie sie, vielleicht zusammen hocken und so, das machen wir nicht mehr. Da haben wir das Gefühl ja – das ist vielleicht auch mit dem ganzen Diskutieren, dass wir nicht mehr so mitkommen. Wir genügen uns vielleicht zu fest, dass wir das nicht suchen. Aber eben, wir haben sonst viele Bekannte, wir sind nicht alleine.

Wie mutig ihre Mitteilung im Grunde war, hat erst der weitere Verlauf des Gesprächs gezeigt. Etliche GesprächsteilnehmerInnen wollten den geschilderten Rückzug nicht akzeptieren und haben ihr geraten, neue Beziehungen zu jungen Familien zu knüpfen, da sie und ihr Mann zu wenige Kontakte hätten – und die jungen Familien für Unterstützung sicher dankbar wären. Dieses kleine Beispiel zeigt: Lebenslagen im Alter können sehr unterschiedlich sein: Was für die einen gut ist, muss für die anderen nichts Erstrebens- oder Nachahmenswertes beinhalten. Angebote für und Aktivitäten mit Frauen und Männern in den nachberuflichen Lebensphasen müssen von dieser Heterogenität ausgehen.

Den ersten Schritt machen

Es ist immer wieder dazu gekommen, dass TeilnehmerInnen in den Fokusgesprächen einander spontan oder auf Nachfrage Ratschläge gegeben oder eigene Erfahrungen als Beispiele zur Verbesserung einer Situation präsentiert haben. Auffallend häufig ist dies bei der Diskussion rund um soziale Kontakte und Beziehungen geschehen. Allgemein lautete der Tenor: Wer sich erst nach der Pensionierung für andere Menschen interessiert, ist spät dran. Und: Es sei an den älteren Personen selber, den ersten Schritt zu machen, auf andere zu zu gehen, den Kontakt zu suchen und Beziehungen zu pflegen. Dies sowohl unter AltersgenossInnen und NachbarInnen, als auch speziell gegenüber Kindern, Jugendlichen und jungen Familien. Fünf Frauen haben bezüglich des berühmten „ersten Schrittes“ unter anderem Folgendes empfohlen:

- Initiative ergreifen:

Es kommt kein Mensch an die Wohnung läuten: „Sind Sie alleine?“. Sondern, wenn man alleine ist, muss man raus gehen. Mich dünkt es einfach, man muss selber Initiative ergreifen und man hat ja hier das Quartierzentrum. Da ist man wie zu Hause. Und wenn man Hilfe braucht, kann man dahin gehen. Und wenn man nicht geht, ist man selber schuld.

- Mutig auf die Leute zugehen:

Ich denke jetzt gerade bei uns im Haus, wenn ich vielleicht im Gang einen Anschlag mache: „Wer hat Lust auf einen Brunch am Sonntagmorgen?“, da kommen dann fast alle. (...) Man muss wirklich selber auf die Leute zugehen. (...) Alle sind einfach froh, wenn jemand etwas macht, und schätzen das einfach. (...) Wer kommt, ist schön, und wer nicht kommt, wird seine Gründe haben dazu. (...) Das ist noch wichtig, dass man sich vielleicht selber nicht zu wichtig nehmen darf.

- Unter die Leute gehen:

Ich finde einfach wichtig ist, dass man Bewegung hat, dass man raus geht und nicht einfach, dass man daheim sitzt und wartet, dass einem vielleicht jemand telefoniert oder auch nicht. Dass man einfach etwas unternimmt. (...) Einfach unter die Leute gehen ist wichtig, gesellschaftlich und Bewegung. Teilnehmen am öffentlichen Leben.

- Sich zeigen und ansprechbar sein:

Viele Frauen, die die Kinder einfach... da schaut kein Mensch, die sind dann auf dem Spielplatz. Und da habe ich mich auch schon hingesetzt, und dann sind sie zu mir gekommen (...) In diesen grossen Häusern ist es schon wichtig, dass man den Kontakt macht, und dass jemand da ist, wo den Kontakt macht. (...) Das kann beim Briefkasten unten sein oder eben in der Waschküche.

- Gute Dienste anbieten

Ich bin ledig, ich habe keine Kinder und ich habe Kinder sehr gerne. Und dann bin ich auf die Leute zu, an unserer Strasse haben wir (...) sehr viele junge Leute mit Kindern. Und ich habe die darauf angesprochen, wenn sie jemanden brauchen.

Obige Zitate zeigen es deutlich: Es gibt Leute, die Verantwortung übernehmen, sich sozial engagieren und ihre Fähigkeiten einsetzen möchten. Ob es genügend solcher Möglichkeiten gibt, kann hier nicht beantwortet werden – ebenso wenig, wie gross der Bedarf nach solchen Einsatzmöglichkeiten von Seiten jener Frauen und Männer ist, die in der nachberuflichen Lebensphase frei über ihre Zeit verfügen können. Wie aus einem ersten Kontakt ein Engagement entstand, neue Erfahrungen gemacht und Beziehungen etabliert wurden, soll kurz am Beispiel Spielstrasse Frickartweg illustriert werden:

Wir mussten die Unterschrift geben für eine Spielstrasse. Und so hatten wir zum ersten Mal Kontakt mit den Leuten am Frickartweg. (...) Eine Spielstrasse ist auch etwas so Schönes für die älteren Leute. Ich war selber überrascht. Wir kennen jetzt alle Kinder im Quartier, alle jungen Eltern, die sonst keinen Kontakt haben mit diesen zwei verrückten Alten. (...) Vielleicht kann man schon die Älteren auch irgendwie integrieren in einer Spielstrasse. Wir haben nette Bekanntschaften gemacht, nur durch diese Unterschriftensammlung, und hoffen, dass es so weiter geht. Das wäre für uns ein Erlebnis.

Erfreuliche Nachbarschaftskontakte schildert eine weitere Teilnehmerin, der Kontakt und Austausch mit jungen Leuten ebenfalls am Herzen liegen:

Wir haben seit dem Sommer eine Begegnungszone an der Simonstrasse. (...) Und das ist wunderschön. Sie machen Brunch auf der Strasse oder bräteln oder in einem Garten mieten sie eine grosse Leinwand und führen alte Filme vor. Wir haben es wunderschön. Es sind hauptsächlich Junge, aber ich kann es mit den Jungen ausgezeichnet. Besser als so mit alten „Stürmis“ manchmal.

Dass Annäherungen – generell und zwischen den Generationen – nicht immer gelingen, soll hier nicht verschwiegen werden. Wie sagte doch eine Teilnehmerin im Laufe eines Gespräches bezüglich des Zusammenlebens:

Es ist nicht immer so friedlich, wie wir jetzt hier vielleicht immer hören.

Von einem wenig erfolgreichen Kontakt mit einer Nachbarschaftsgruppe berichtet eine Teilnehmerin, die sich bereits vor diesem Erlebnis in ihrer Strasse nicht integriert fühlte:

Eine junge Frau, die mich immer ignoriert hat, hat mich plötzlich gekannt, als sie Unterschriften gesammelt hat so für eine Spielstrasse. Und als ich dann nein gesagt habe, war natürlich Feierabend. Das ist übel vermerkt worden, und ich habe aber meine Gründe gehabt, ja.

Soll ein derartiges Vorhaben gelingen, sind Offenheit, Sorgfalt, Fairness und ein verantwortungsbewusstes Vorgehen unabdingbare Voraussetzungen. Dies gilt insbesondere für generationenverbindende Projekte. Sie sind grundsätzlich eine hervorragende Möglichkeit gesellschaftlicher Partizipation für Frauen und Männer, die (relativ) frei über ihre Zeit verfügen können. Derartige Projekte ermöglichen es ihnen, mit Kindern und/oder Jugendlichen im Rahmen eines meist professionell geleiteten Prozesses in Kontakt zu kommen und – je nach Projekt, Thema und Interesse – mittelfristige oder langfristige Beziehungen aufzubauen.³² In den Fokusgesprächen sind zum Beispiel das Projekt *Win3 – Generationen im Klassenzimmer* sowie das Projekt *Jung mit Alt in Bern* des Verbandes für Seniorenfragen erwähnt worden. Zwei Teilnehmerinnen dieses Projektes erzählen:

A: Ich finde das also super. Wir waren schon in Berufsschulen. Und dort schauen sie einen vielleicht manchmal skeptisch an, so 17-, 18-Jährige. Und einmal haben wir auch zwei Stunden lang diskutiert, und da hat einer plötzlich gesagt am Ende: So, die Brücke ist geschlagen.

B: Ja, ich finde das so schön. Unser Präsident sagt am Anfang immer zuerst, wir kommen nicht, für sie auszuspionieren, wir möchten euch nicht belehren, wir wollen gegenseitig aufeinander zugehen. Wir können von euch lernen und ihr von uns. Und das gibt manchmal ganz interessante Gespräche. Manche wollen wissen, wie es früher gewesen war. Das finde ich sehr gut.

Einige Personen betonen denn auch, es sei wichtig, dass die Quartiere altersgemischt seien, vielerorts würden zurzeit Kinder und Jugendliche recht eigentlich fehlen.

³² Weitere Informationen und Vernetzungsmöglichkeiten in Sachen generationenverbindende Projekte unter: www.bern.ch/stadtverwaltung/bss/av/generationenprojekte, Unterstützung für Generationenprojekte im Rahmen von Genera(kt)ionen des Alters- und Versicherungsamtes der Stadt Bern; sowie unter: www.generationen.ch, Generationen-Plattform der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn.

Ich finde das auch gut, wenn mal wieder junge Leute ins Haus kommen und man dort eben die Kinder untereinander hat. Und ich glaube einfach, man wird irgendwie ein bisschen grosszügiger nachher, auch zur jüngeren Generation.

Freundinnen, Freunde, Bekannte

Zu den Alltagsaktivitäten der meisten GesprächsteilnehmerInnen gehört es, regelmässig FreundInnen und Bekannte zu treffen; einige sind Mitglieder gleich mehrerer Gruppen und nehmen im Laufe der Woche oder des Monats an mehr als einem „Stamm“ teil. Die Restaurants in der Innenstadt und in den Quartieren sind gefragte Treffpunkte für solche Runden. Hier scheinen sich meist Leute zu treffen, die sich in früheren Lebensphasen kennengelernt haben, sei es, dass sie gemeinsam Ausbildung gemacht, im gleichen Beruf oder beim gleichen Arbeitgeber gearbeitet haben. Andere kennen sich aus Turn- oder anderen Freizeitgruppen von früher her – so trifft sich beispielsweise eine Frau, die während Jahren Seniorenturngruppen geleitet hat, heute noch mit ehemaligen Teilnehmerinnen. Diese Treffen alter Bekannte und Freunde finden häufig in der Innenstadt statt, weil die Leute von überall her kommen und, wie es scheint, selten im gleichen Quartier wohnen. Eine Person berichtet:

Ein Teil ist von Ostermundigen, dann hat es von Gümligen, es hat von Zollikofen. (..) Wir sind jetzt sieben Frauen. (..) Wir treffen uns schon seit etwa sieben Jahren jeden Samstag, und zwar verschieden in einem Kaffee. Am Samstag am Morgen um 10. Das ist soziale Aufgabe (..), das ist etwas sehr Schönes.

Diese „soziale Aufgabe“ kann ganz unterschiedlich aussehen, so:

Wir haben einen Treffpunkt beim „Zytglogge“, und dann gehen wir irgendwo laufen. Und nachher, je nach dem, wo wir gerade sind, geht man in ein Restaurant. Der Samstagtreff, der ist immer am gleichen Ort, aber das ist auch ein Restaurant.

Oder so:

Treffen: Das ist unterschiedlich, ich bin in verschiedenen Gruppen aktiv. Vielfach halt im Quartier in einer Beiz, zum Beispiel wenn man essen geht. (..) Das sind gute Beizen im Quartier. Und zum Teil natürlich dann auch in der Stadt.

Treffen gibt es selbstverständlich auch in den Quartieren – und sie sind, wie alles – steter Veränderung unterworfen, wie eine Person berichtet:

Jahrelang haben wir gegasst. Im Freudenberger-Migros-Restaurant. Und nachher, das ist dann plötzlich ein wenig zu viel geworden, nachher sind wir nur noch am Dienstag und Freitag. Leider können wir nicht mehr, weil die meisten krank sind, und es sind auch solche, die gestorben sind. Wir sind eine richtige Clique gewesen, etwa 7 oder 8. (..) Jeden Dienstag, Donnerstag und Freitag treffe ich meine Frauen. Die, die noch übrig sind. (..) Eine Neue ist dazugekommen. Wir haben da, vor 14 Tagen, wieder einmal gegasst. Es wäre eben schön, wenn wir wieder jemanden finden würden.

Eine andere Frau nennt Klassenhöck und Nachbarschaftskontakte in einem Atemzug:

Dann haben wir auch Klassenhöck jeden Monat. Wir haben im Haus viel, wir spielen. Also ich bin bestens zufrieden.

Während die einen solche Zusammenkünfte heiss lieben, bleiben andere gerne für sich. Einige Personen berichten, dass sie sehr bewusst wählen: mal die Gemeinschaft, dann wieder das Alleinsein, wie diese Person:

[Ich möchte] auch wählen, was ich alleine machen will, zum Beispiel mit dem Generalabonnement eine Reise oder einen Spaziergang, wie weit ich da mit den Leuten in Kontakt kommen möchte. Das muss ich frei wählen können. Das ist ganz wichtig.

Aus vielen Aussagen lässt sich auch hier wieder ableiten, wie die die Lebensgeschichte oder kritische Lebensereignisse das heutige soziale Verhalten geprägt haben:

1976 ist mein Mann gestorben. Ich habe drei kleine Kinder gehabt. Und mit den Einladungen geht es dann wirklich gerade bergab und so, und das tut einem sehr weh. Und da musste ich einfach lernen, allein auf den Beinen zu stehen (..) und darum bin ich vielleicht auch jetzt oft eine Einzelgängerin. Ich habe schon gerne Gesellschaft, aber (..) ich gehe nicht immer mit der Gruppe wandern oder so, (..) ich bin einfach manchmal allein. Ich muss nicht immer schwatzen. Ich kann auch allein irgendwohin zum Wandern gehen. Und auch jetzt – ich habe eine ganz schwere Zeit hinter mir –, dann gehe ich am liebsten allein. In der Natur draussen.

Eine andere Frau berichtet, wie sich Beziehungen in einer neuen Lebenssituation – nach einem Umzug – entwickeln können:

Ich wohne jetzt in einem Haus seit zwei Jahren, Wohnen 50+, und wir haben es gut in dem Haus, ich fühle mich dort auch zuhause. (..) Wir haben angefangen, dass wir einander etwa ein wenig einladen und dass wir für einander kochen, und so und es ist gut.

Und dann gibt es auch enttäuschte Erwartungen:

Mich dünkt es, dass vor allem eigentlich die Ehepaare und die Familien untereinander etwas machen. Aber allein Lebende sind dort eigentlich schlecht integriert. Im Haus selber und in der Strasse noch mehr.

In zwei anderen Fokusgruppen sind enttäuschte Erwartungen im Zusammenhang mit kulturellen Unterschieden und/oder mit Verständigungsschwierigkeiten thematisiert worden. So berichtet beispielsweise eine Teilnehmerin, ihre englische Nachbarin führe ein offenes Haus, man sei dort jederzeit willkommen. Worauf diese Frau ihrerseits erklärt:

Die Schweizer warten eher ab, wochenlang, monatelang, jahrelang. Bei den Nicht-Schweizern hat man eher eine offene Tür. Aber das ist einfach ein Unterschied in der Kultur. (..) Wir sind einfach so, die Schweizer sind einfach so. Fertig. Aber man lebt gut hier.

Eine Frau aus Vietnam berichtet von sprachlichen Hindernissen, die dem Wunsch nach gelegentlichen Ausflügen mit neuen Bekannten entgegenstehen:

Ich möchte sehr gerne in ein Museum, aber ich brauche wirklich Gesellschaft, und dann gehen wir und kommen zusammen zurück. (...) Ich bin immer bereit zum Mitgehen. (...) Aber wer kommt zu mir? Gerade auch als Ausländerin? Das ist sehr negativ, schwierig. Ja, die Schweizerinnen, Schweizer sind zusammen, und dann komme ich und spreche Hochdeutsch. (...) Und ich merke auch, ich bringe Störungen in diese Gruppen. (...) Ich habe heute auch einen kleinen Kreis Schweizer. Die sind sehr nett.

Bei vielen dieser Freundeskreise handelt es sich offensichtlich um teils langjährige Verbindungen. Wie tief die Diskussionen und die Gemeinsamkeiten im Alltag gehen, ist in den Gruppen nicht diskutiert worden. Übertragen hat sich aber die Freude und die Lust an diesen Zusammenkünften. Für viele ist der soziale Aspekt, sich auszutauschen und etwas gemeinsam zu unternehmen, eine wichtige Antriebsfeder. Zudem ist davon auszugehen, dass solche Treffen im Grundsatz ähnlich funktionieren wie die Fokusgruppen: Hier tauschen die TeilnehmerInnen Informationen aus, geben für aktuelle Situationen gute Ratschläge, erzählen von ihren Erlebnissen und Errungenschaften – und verabreden sich für gemeinsame Unternehmungen. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Treffen und Zusammenkünfte mit Freundinnen, Freunden und Bekannten mannigfaltige Partizipationsmöglichkeiten bieten, die offensichtlich gerne genutzt werden.

NachbarInnen

Im Alltag spielen vielfach auch NachbarInnen eine wichtige Rolle. In den Fokusgesprächen sind ihre Beiträge zum Wohlbefinden – oder zum Ärger – der TeilnehmerInnen nicht explizit abgefragt worden. Aus den spontanen Erwähnungen der GesprächspartnerInnen geht hervor, dass unter anderem folgende Dienstleistungen den NachbarInnen zugeschrieben – oder von den TeilnehmerInnen der Gruppengesprächen in ihrer Funktion als NachbarInnen erbracht werden: Tiere (Katzen, Hunde, Meerschweinchen) hüten; Pflanzen giessen; Briefkasten leeren, Rasen mähen, Kompostarbeiten, im Austausch Kehrrichtsäcke aus dem Haus tragen – Schriftlichkeiten erledigen, gegenseitig füreinander kochen. Eine Teilnehmerin schildert die Beziehungen im Mehrfamilienhaus, in dem sie lebt, folgendermassen:

Ich bin schon 50 Jahre im gleichen Haus. Von oben bis unten [haben wir] junge Leute. Ich habe einen sehr guten Kontakt, und es hat drei Leute, die, wenn ich jemanden brauchte, für eine Besorgung oder so, könnte ich das sagen. Oder es hat auch einen Mann, den ich holen kann, wenn ich mit dem Computer ein Problem habe. Oder zwei Frauen wechseln sich ab mir den Ghüder runter zu nehmen. Ich stelle ihn einfach raus. Und dann lade ich sie wieder einmal zu einem essen bei mir ein, um meine Dankbarkeit etwas zu zeigen. Ja, ich habe eigentlich ein wirklich gutes Verhältnis zu den jungen Leuten.

Mehrmals erwähnt wird eine Kontrollaufgabe, die NachbarInnen für einander wahrnehmen – für den Fall eines Falles, wie dieses Beispiel zeigt:

Ich habe auch mit meinem Nachbar vis-à-vis abgemacht, dass am Abend ein Vorhang – weil ich war lange immer alleine, jetzt kommt meine Tochter ab und zu – aber im Wohnzimmer und in der Küche immer ein Vorhang. Und am Morgen ist der Vorhang weg. Und ich habe gesagt: Wenn Vorhang ist nicht mehr weg, bitte kommen Sie schnell.

Kinder und Grosskinder

Kommen in den Fokusgesprächen Kontakte mit und Beziehungen zu Angehörigen zur Sprache, so geht es häufig um Kinder und Grosskinder, weniger oft um EhepartnerInnen, selten um Geschwister und Eltern. Die Beziehungen zwischen Angehörigen sind – je nach Lebensphase der Grosskinder, der Grosseltern, der Kinder – unterschiedlich eng und mehr oder weniger regelmässig. Das Spektrum reicht von dieser Schilderung ...

Wir treffen uns immer alle. Und da kommt auch mein Exmann und seine Freundin. Wir sind einfach eine grosse Familie. Und das ist für mich fast das Schönste, und das merke ich jetzt auch, als ich pensioniert worden bin, wie wichtig das ist. Das habe ich vorher nicht so als wichtig angeschaut. Da habe ich gearbeitet.

... bis zu dieser Aussage:

Wir haben unsere Grosskinder gehütet und haben sonst viel... ich habe immer Kinder um mich gehabt, aber heute eben, es ist bei uns ein bisschen anders.

Wie partizipieren die GesprächsteilnehmerInnen in diesem weiten Tätigkeitsfeld? Viele sind praktizierende Grosseltern: Sie engagieren sich heute (oder in früheren Jahren) zum Teil intensiv beim Hüten. Alle, die von derartigen Aufgaben berichten, tun dies mit offensichtlicher Freude ...

Grosskinder sind schon das Beste, was einem passieren kann.

... beachtenswertem Einsatz:

Ich habe noch ein Fitnessgerät-Programm. Und das sind meine Grosskinder, 5- und 3-jährig.

... manchmal über mehrere Tage

Der eine Sohn hat natürlich vier Kinder, und da ist die Frau schon froh, wenn ich jedenfalls die kleinen zwei, (..) 3- und 4-jährig, manchmal paar Tage bei mir habe. Und dann gibt's schon Action.

– und unternehmen dafür auch Reisen:

Also das geht von Rheinfelden über Basel, Murten, überall halt. (..) Ich habe das GA, und wenn sie [die Nichten] in Not sind, so gehe ich halt (..) helfen.

Wenige TeilnehmerInnen berichten von quasi „adoptierten“ Grosskindern und vom Wunsch, bei benachbarten Familien Grosselternfunktionen zu übernehmen. Ein Mann erzählt:

In der Wohnung unter uns wohnt ein Ehepaar mit einem (...) 5-Jährigen. Ich weiss nicht, aus welchem Grund, auf einmal ist er gekommen und hat gefragt: Kann ich ein bisschen zu dir kommen? Und jetzt macht er das ab und zu in der Woche, ein- bis zweimal läutet es, und dann ist er übergücklich, wenn die Tür aufgeht: Kann ich ein bisschen zu dir spielen kommen?

Was tun Grosseltern mit oder für ihre Grosskinder? Das hängt wesentlich vom Alter und wohl auch von der geographischen Nähe ab. Einige haben eine recht enge Beziehung und übernehmen regelmässig Verantwortung, wie diese Grossmutter:

Ich habe eine Enkelin, die elf ist, und die kommt sehr viel zu mir. Kommt zu mir schlafen, ich hole sie in der Schule ab. Machen zusammen Aufgaben, dann haben wir meistens noch ein bisschen Streit. Dadurch bleibe ich auch mit den Jungen zusammen.

Sind die Kinder älter, verändern sich die Beziehungen. Eine Grossmutter schildert, wie sie die Initiative ergriffen hat, als ihr bewusst wurde, dass ihr Kontaktbedürfnis und die Freizeitprioritäten der Jugendlichen nicht übereinstimmen:

Zweimal in der Woche koche ich. Einmal in X bei einem Sohn und einmal beim Sohn, der im Haus wohnt. Es ist ja an mir, den Kontakt zu suchen zu den Jungen. (...) Die kommen nicht mehr einfach vorbei, und dennoch möchte ich den Kontakt behalten. Dann muss ich etwas unternehmen und deshalb gehe ich jetzt einmal in der Woche kochen. Oder sie kommen runter zu mir zum Essen.

Zwei TeilnehmerInnen berichten, dass sie sich über ihre Beziehungen zu den eigenen Kindern und Grosskindern eingebunden fühlen in die Welt der Jüngeren:

Ich habe immer mit jungen Menschen zu tun gehabt beruflich. (...) Ich habe bis 75 gearbeitet, ich war selbständig, hatte eine eigene Praxis und hatte immer einen sehr guten Draht zu jungen Leuten. Ich bin gerne mit jungen Leuten zusammen. Ich fühle mich gut versorgt, ich fühle mich zu Hause.

Die eine Tochter wohnt in Bern. Sie nimmt mich viel mit, wenn sie mit ihren Kollegen ausgeht. Ich bin da noch wahnsinnig gut integriert.

Auch Ambivalenzen kommen hin und wieder kurz zur Sprache. Zum Beispiel, wenn ein Grossvater auf die grosse Leistung hinweist und ergänzt, dass man das ja gerne mache:

Wir haben auch acht Grosskinder, und ich glaube, ohne sich selber da auf die Schultern zu klopfen, kann man doch sagen: Grosselternarbeit (...) ist eine gewaltige freiwillige Leistung, welche da erbracht wird. Natürlich, das macht man gerne.

Ambivalenzen anderer Art scheinen auf, wenn, wie hier, eine Grossmutter den Einzug eines erwachsenen Enkels in ihr Haus verbindet mit der Erwartung nach Unterstützung (im Bedarfsfall) und der Hoffnung, nun erst recht möglichst lange im Haus wohnen bleiben zu können:

Ja, er ist viel bei mir gewesen, als er klein war. Und jetzt ist er halt beim Grossmueti. Aber nur einfach das Nötigste. (..) Er soll jeden Abend runter kommen, einfach wenn er heimkommt.

In einem anderen Beispiel atmet offensichtlich eine Enkelin auf:

Ich habe jetzt auch eine Enkelin, welche hier studiert und hier wohnt. Die sagt: Du brauchst mich ja gar nicht so wahnsinnig, wie ich Angst gehabt habe. (..) Es hat sich schon eingependelt, dass der Wale [Nachbar] das macht und der Housi [Nachbar] das. Und gegenseitig, wenn ich etwas kann, dann mache ich es auch.

Von der Ambivalenz beim Geben und Nehmen

Geben und Nehmen: Das scheint wichtig sowohl innerhalb der Familien als auch zwischen NachbarInnen. Damit dürfte wohl die angestrebte Balance der Beziehungen gemeint sein. So sagt beispielsweise die Frau, die regelmässig für die Jungen kocht:

Bei uns im Haus ist einfach ein Geben und ein Nehmen. Ich kann zum Beispiel den Ghüder vor die Wohnung stellen, ich bin im 1. Stock, mitten in meinen Jungen drin, und dann geht der Sack automatisch morgens zum Haus raus.

Auch im folgenden Beispiel schätzt eine Gesprächsteilnehmerin die Unterstützung im Alltag, allerdings betont sie, dass ihre Autonomie dadurch nicht in Frage gestellt ist:

Ich habe die Tochter und den Schwiegersohn im Haus, und der Schwiegersohn geht immer Freitagabend die grösseren Einkäufe machen und dann klopft er, ob ich mitkommen möchte, und so habe ich auch immer die Sachen im Haus. Sonst bin ich eigentlich sehr selbständig.

Mit einem Schmunzeln erwähnt eine andere Teilnehmerin die präventiven Anrufe ihrer Tochter:

Ja, die [Tochter] ist in Kehrsatz unten, aber sie telefoniert jetzt immer ein wenig mehr, denkt, es könnte doch einmal etwas passieren. Man weiss ja nie.

Und eine andere Frau erzählt:

Ich habe drei Töchter. Und die eine ruft mich jeden Abend an, ob ich auf den Beinen bin. Und ich könnte sie jederzeit mobilisieren, wenn ich sie bräuchte. Und dann die Grosstochter, die da in Bern in den Gymer geht und die Montag bis Freitag da ist, und die sagt immer, ich könnte sie auch fordern, wenn Not am Mann ist.

Ambivalent erlebt werden Geben und Nehmen wohl oft dann, wenn Hilfe wirklich erforderlich ist. Beispielsweise bei Krankheit. Auf die Frage, wie sie sich verhalten, wenn sie mit Fieber im Bett liegen oder von einem Spitalaufenthalt in die eigene Wohnung zurück kehren, verweisen die meisten spontan auf ihre Kinder, oft auf die (Schwieger)-Töchter.

Wir haben Junge, die helfen würden, und die Frau habe ich auch noch da. (..) Sonst kommt halt dann eine Schwiegertochter, die Krankenpflegerin ist, und die sagt dann schon, was wir zu tun

haben. (...) Ja, die kommen dann schon. Ja, man ist schon etwas privilegiert so, wenn man Kinder und Grosskinder hat.

Bei der Frage, welche Unterstützung sie zusätzlich organisieren würden, wären sie krank, berichten zahlreiche TeilnehmerInnen von eigenen Erfahrungen als pflegende Angehörige. Viele heute verwitwete Frauen haben zum Teil während Jahren ihren kranken, nicht selten schwer pflegebedürftigen Mann gepflegt:

Ich habe mir vorgestellt, als mein Mann krank war, wenn ich nicht meine Töchter noch als Hilfe gehabt hätte. Dann hätte ich sicher noch externe Hilfe anfordern müssen.

Es dürften nicht zuletzt eigene belastende Erfahrungen als pflegende Angehörige sein, weswegen etliche TeilnehmerInnen zwar sagen, ihre Töchter und Familienangehörigen würden sie im Krankheitsfalle selbstverständlich unterstützen – dann aber einen Nachsatz anfügen:

Ich habe auch Familie, die kommen würde, aber ich möchte auch nicht – die sind berufstätig, ich möchte auch nicht, dass sie auch noch ihre Zeit geben müssen, aber sie würden es auf jeden Fall machen.

Einige haben als pflegende Angehörige, andere als PatientInnen Erfahrungen mit professioneller und / oder freiwilliger Unterstützung, etwa in den Bereichen Pflege, Betreuung, Begleitung, Besuche, Transport, Haushalt, Ernährung. Genannt werden Organisationen wie öffentliche und private Spitex, Rotes Kreuz, Pro Senectute, Altersheime, Kirchgemeinden.

Unterstützung leisten oft auch NachbarInnen, Bekannte und Freunde, seltener Geschwister. An nachbar- oder freundschaftlicher Unterstützung werden etwa erbeten (und erbracht): Tee kochen, Kommissionen machen, Essen kochen und bringen, Begleitung beim „laufen“, wenns einem schlecht geht. Hingewiesen wird öfters auf Quartierläden und Apotheken, die bei Krankheit auf telefonische Anfrage hin Lebensmittel, beziehungsweise Medikamente heim liefern.

Eine Person erzählt von ihrer aktuell schwierigen Situation und beendet ihren Bericht über erfahrene Nachbarschaftsunterstützung voller Dankbarkeit mit dem Satz:

Man sieht es erst, wenn man so etwas hat, wie integriert man ist.

Wer am gesellschaftlichen Leben partizipiert, übernimmt in vielen Bereichen Verantwortung: Das zeigen die Berichte der TeilnehmerInnen an dieser Untersuchung. Sie zeigen auch, wie viele Anstrengungen es oft braucht, um sich in der Lebensumwelt wohl zu fühlen. Etliche Personen räumen ein – allerdings ausschliesslich auf Nachfragen –, dass es ihnen heute eigentlich zu viel ist: die Aufgaben und Arbeiten in der Familie, die freiwilligen Engagements für Nachbarschaft und soziale Organisationen. Ambivalenzen auch hier: Leistungsbereit und gewohnt, fast jederzeit zu helfen, wo Hilfe gebraucht wird, fällt es vielen der Gesprächspartnerinnen schwer, sich zu entlasten, Engagements aufzugeben, Zeit für sich selber in Anspruch zu nehmen. Eine Frau wills versuchen:

Sie [die Kinder] sagen mir das jetzt immer: Mach doch mehr frei. (...) Ich glaube, ich fange jetzt langsam an.

5.4 Fazit

Die grosse Mehrheit der befragten Personen fühlt sich im Umfeld gut integriert. Ein Indiz dafür ist das Grüssen. Das Quartier wird dadurch zu einem Dorf, zu einem Raum, der vertraut ist. Das gilt auch dann, wenn man die Grüssenden und Gegrüssten vielleicht gar nicht näher kennt. Die Aufhebung der Anonymität scheint einem verbreiteten Bedürfnis zu entsprechen. Das gilt auch für diejenigen, die bisher immer in städtischen Strukturen gewohnt haben. Obwohl die eigenen vier Wände eine zentrale Funktion haben, braucht es regelmässige Aussenkontakte. Diese lassen sich am einfachsten beim Einkaufen herstellen.

Für die meisten sind Quartier und Innenstadt klar getrennte Sphären, denen je spezifische Funktionen zugewiesen werden. Die Zuweisung dieser Funktionen ist jedoch individuell verschieden ebenso das Gewicht der beiden Räume. Gehen die einen vor allem ins Zentrum, um FreundInnen und Bekannte zu treffen, um ins Theater oder ins Konzert zu gehen, erledigen andere auch ihre Einkäufe weitgehend in der Innenstadt. Für die Muster der Zuweisung gibt es in den Gesprächen Hinweise. So geht man beispielsweise in die Stadt einkaufen, weil es im Quartier keine Läden (mehr) gibt, weil man schon seit Jahren ins Stadttheater geht oder weil die FreundInnen und die Bekannten in anderen Quartieren wohnen und die Innenstadt der gemeinsame Bezugspunkt ist.

Die Formen sich am gesellschaftlichen Leben zu partizipieren sind vielfältig. Genannt werden dafür informelle und institutionalisierte Formen. Was die informellen Formen betrifft, so spielt neben dem Freundes- und Bekanntenkreis der Kontakt zu Kindern und Enkelkindern eine sehr wichtige Rolle. Für Aktivitäten, die in einem institutionalisierten Rahmen stattfinden gibt es eine riesige Fülle. Alle scheinen Angebote zu finden, die interessieren. Bei einigen haben diese Tätigkeiten eine lange Tradition: Sie machen seit Jahren im Turnverein mit oder im Chor. Andere – und es sind nicht wenige – nutzen daneben oder hauptsächlich Angebote, die sich speziell an ältere Menschen richten. Häufig genannt werden in diesem Zusammenhang die Kirchgemeinden, Pro Senectute und die Grauen Panther. Sie bieten den Rahmen für Wandergruppen, Altersturnen, Vorträge, Mittagstische etc. Die meisten sind in erster Linie NutzerInnen solcher Angebote. Diejenigen, die bei der Organisation solcher Anlässe mitarbeiten – sei es etwa in einem Vereinsvorstand – sind in der Minderheit bzw. haben ihren Beitrag dazu in jüngeren Jahren geleistet.

Zur sozialen Integration tragen neben der Familie und den institutionellen Angeboten auch die NachbarInnen viel bei. Im sozialen Netz übernehmen sie wichtige Funktionen. Sie haben ein kontrollierendes Auge darauf, dass man funktionsfähig ist, sie übernehmen kleinere und grössere Aufgaben, die schwer fallen oder sie springen bei Krankheit ein. Dieses Netz kann aber muss nicht zwingend auf langjähriger Nachbarschaft aufbauen. Mehrmals wird erwähnt, wie auch gerade neue und junge NachbarInnen darin wichtige Funktionen übernehmen können. Bei den nachbarschaftlichen Interaktionen wird Wert darauf gelegt, dass es ein Geben und Nehmen ist. Das gilt für diese Beziehungen vielleicht noch stärker als für die familiären, wo die Zeit der „Krippe-Grosi“³³ manchmal schon einige Jahre zurückliegt.

³³ Vgl. dazu Tobias Bauer und Silvia Strub (2002): Ohne Krippe Grosi stünde Vieles still, hg. vom Forum Familienfragen, Bern

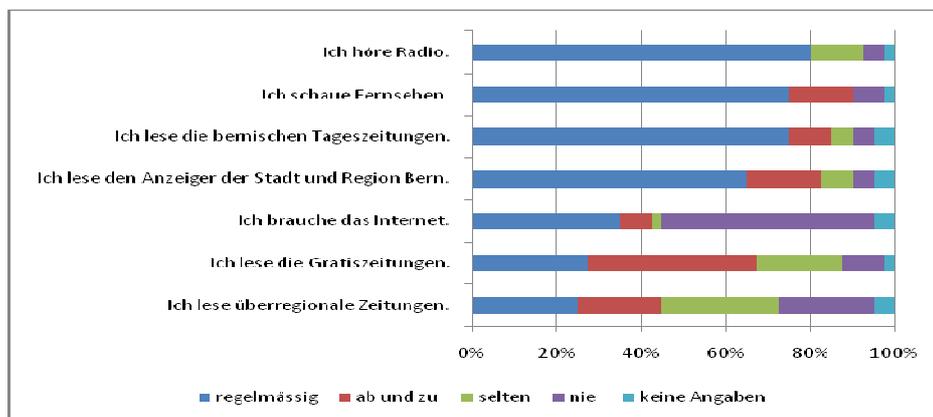
6 Sich informieren und Bescheid wissen

Das Bildungs- und Kulturangebot in der Stadt Bern ist reichhaltig, daran besteht kein Zweifel. Aus den Fokusgesprächen wird deutlich, dass es spezifische Angebote für Frauen und Männer im Pensionsalter gibt. Wichtige Anbieterinnen in diesem Segment sind die Kirchgemeinden und Pro Senectute. Daneben werden weitere VeranstalterInnen erwähnt, deren Angebote sich manchmal auf ein einzelnes Quartier beschränken. Neben den eher freizeitorientierten Anlässen gibt es eine Anzahl bereits mehrmals erwähnter Dienstleistungsangebote, die auf die Alltagsbewältigung ausgerichtet sind. In diesen Kontext gehören etwa Mahlzeitendienste und Mittagstische, die Hilfsmittelstelle, das breite Angebot der Spitex etc. Angesichts dieser Vielfalt ging es in der schriftlichen Umfrage und in den Fokusgesprächen weniger darum festzustellen, wo Angebotslücken bestehen, als darum abzuklären, wie sich die Befragten informieren und wo allenfalls spezifische Informationsdefizite bestehen.

6.1 An der Welt teilhaben

Die Ergebnisse der schriftlichen Umfrage zeigen deutlich, dass diese Personen mit den klassischen Informationsmedien sehr gut erreicht werden. Von den 40 Personen, die den Fragebogen ausgefüllt haben, macht lediglich eine Person keine Angaben dazu, wie sie sich informiert. Eine weitere Person gibt an, keines der in *Abbildung 8* aufgeführten Informationsgefässe regelmässig zu benützen. Alle anderen brauchen um sich zu informieren durchschnittlich 3.8 von den 7 hier zur Diskussion stehenden Informationsquellen regelmässig. Am meisten benützen sie dafür das Radio, dicht gefolgt vom Fernsehen und von den bernischen Tageszeitungen. Vergleichsweise wenig gelesen werden Gratiszeitungen und überregionale Tageszeitungen. Eine andere Erfahrung macht die interviewte Domicil-Vertreterin. Sie stellt fest, dass die Gratiszeitungen in ihrem Heim sehr begehrt sind. Deshalb holt am Morgen jeweils eine Mitarbeiterin einen grossen Stapel für die Bewohnerinnen und Bewohner. Aufgrund ihrer Einsicht in die Privathaushalte bestätigt die Spitex-Mitarbeiterin insbesondere die Wichtigkeit des Fernsehens.

Abbildung 8 Informationsquellen



N=40

In den Fokusgesprächen gibt es auch einige wenige Beispiele dafür, wie und wofür die Teilnehmenden die klassischen Medien nutzen. Bereits erwähnt wurde eine Person, die den Fernseher zum Turnen braucht. Eine andere stellt fest, das Fernsehen entschädige sie für etwas, das sie selbst nicht mehr tun könne:

Man hat ja den Fernseh (..) schöne Reisen, schöne Bilder. Ganze Reisen kann man machen, die man früher gemacht hat und jetzt nicht mehr kann. Dann kann man das anschauen.

Das Interesse am Weltgeschehen besteht nach der Pensionierung weiter, dies belegt folgendes Zitat:

Ich esse auch gerne alleine. (..) Das ist für mich auch ein Moment an dem ich am Küchentisch sitze und dann höre ich Echo der Zeit. Das ist für mich eine der besten Sendungen, die es gibt. Informiert sein, ich höre gerne zu und dann nehme ich noch ein Gläsli Wein. Und dann habe ich das Gefühl, ich habe es schön.

Und das das folgende Beispiel dokumentiert die Lust eines 90-Jährigen, Neues zu erfahren:

Ich lese eben sehr viel und dann hat es im Fernsehen heutzutage sehr gute Programme, auch im Radio. Wenn Sie die 2 einstellen, können sie sich über Sachen informieren (..) Jeden Tag ein anderes Programm.

6.2 Die neuen Medien nutzen

Seit 1997 wird in der Schweiz beobachtet, ob und wer von der Nutzung des Internets ausgeschlossen ist. Man spricht in diesem Zusammenhang von der „digitalen Spaltung“ oder von einer „digitalen Kluft“. Dahinter steht die begründete Befürchtung, diese neue Technologie schliesse verschiedene Bevölkerungsgruppen von wichtigen Informationsquellen aus. Zu den Risikogruppen gehören auch die älteren Menschen. Dazu stellt das Bundesamt für Statistik fest:

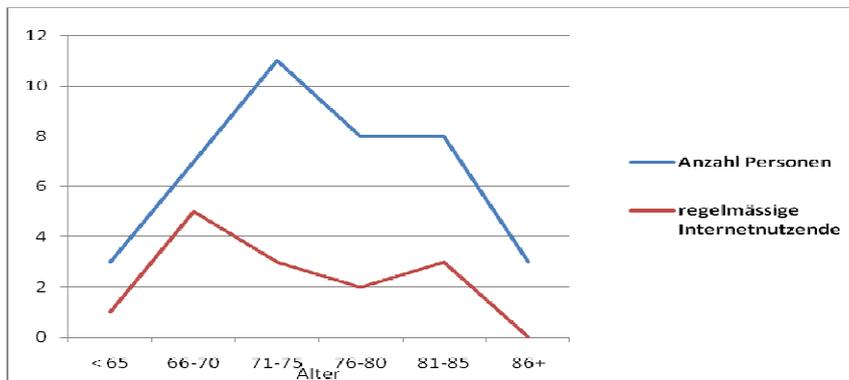
Die Altersgruppe von Personen ab 70 Jahren weist eine deutlich geringere Internetnutzung auf als beispielsweise jene der 14-19-Jährigen (21% im Vergleich zu 91%). Obwohl immer mehr Menschen in gehobenem Alter das Internet regelmässig benutzen, gibt es keine Anzeichen einer baldigen Annäherung der Zahlen zur Internetnutzung zwischen der Altersklasse der 14-19-Jährigen und jener ab 60 Jahren.³⁴

Wie sieht es mit den von uns befragten Personen aus? Wie die *Abbildung 9* zeigt, gehören tendenziell die jüngeren zu den regelmässigen NutzerInnen des Internet. Aber auch in der Gruppe der 81- bis 85-Jährigen finden sich drei Personen, die angeben, das Internet regelmässig zu nutzen. Gerade bei den

³⁴ http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/16/04/key/approche_globale.indicator_30106.301.html?open=1,5#5 (Stand am 1. April 2010). Die angegebenen Zahlen beziehen sich auf Personen, welche das Internet regelmässig nutzen. Vgl. dazu auch Hans Rudolf Schelling und Alexander Seifert (2010): Internet-Nutzung im Alter, Zürcher Schriften zur Gerontologie Nr. 7, Zürich.

Älteren ist zu vermuten, dass sie sich diese Technologie erst im Rentenalter erschlossen haben. Zu den VielnutzerInnen gehören 8 der insgesamt 29 antwortenden Frauen und 6 von 11 Männern. Wofür sie das Internet einsetzen, wurden sie nicht gefragt.

Abbildung 9 Anteil der Personen, die regelmässig das Internet nutzen



N=40

In den Fokusgesprächen wird ein breites Spektrum an so genannten neuen Medien erwähnt. Am häufigsten der Computer, dann aber auch das Handy, vereinzelt die Spielkonsole und der Ipod. Mit dem Computer sind sicher einige schon während ihrer Berufstätigkeit in Kontakt gekommen:

Ich kann Computer, ich habe noch im Büro gelernt (...) Ich bin quasi wie die Jungen à jour von dem ganzen Zeug.

Andere haben sich die Technologie im Privatleben angeeignet. Sie besuchen Kurse, lassen sich von den eigenen Kindern helfen, von NachbarInnen, von Bekannten – oder wie im Falle der Person in Zitat innerhalb eines Tauschnetzes:

Jetzt bin ich gerade so am Internet-Kürsli. Also mit Swisscom. Die haben ganz gute Kürsli. Wir haben grad vorhin darüber gesprochen. Gratis sogar.

A: Und wer hilft Ihnen beim Computer?

B: Eh, auch eine Frau in meinem Alter, die Meisterin ist in dieser Sache. Ich meine, meine Kinder und meine Enkel können das auch, aber es hat ja niemand Zeit (lacht).

Nicht immer ist es einfach, Hilfe zu finden:

Eben man sollte schon früh genug (...) mit den neuen Medien ein bisschen Kontakt aufnehmen. Und halt auch mal mit dem Handy Fotos machen und probieren diese auf den Laptop zu tun. (...) Ja, da muss man von Pontius zu Pilatus bis einem jemanden sagen kann, wie man das macht oder.

Vermutlich teilen nicht alle die Meinung, man sei quasi verpflichtet, sich mit neuen Medien auseinanderzusetzen. Aber einige kommen damit in Kontakt und integrieren sie ganz selbstverständlich in ihren Alltag.

6.3 Spezifische Informationen

Eine wichtige Informationsquelle sind neben den in *Abbildung 8* abgefragten Printmedien diejenigen, die sich auf das räumliche Umfeld, das Quartier, beziehen oder die über das Angebot spezifischer Institutionen und Organisationen Auskunft geben. Erwähnt werden Quartieranzeiger, kirchliche Medien, aber auch die Coop- und die Migros-Zeitung sowie unter anderem die Mitteilungen von Pro Senectute. In einer Gruppe kam die Rede auch auf lokale Radiosender. Man informiert sich dort über die Ausflugsziele von Wandergruppen, über den Mittagstisch, Lesungen, Konzerte etc.

nimmergrün

Die städtische Verwaltung bietet seit ein paar Jahren unter dem Titel *nimmergün* ein Informationsgefäss für ältere Einwohnerinnen und Einwohner an. Es steht einerseits als Website (www.nimmergruen.ch) zur Verfügung, andererseits in gedruckter Form. Die Printversion wird etwa alle drei Jahre aktualisiert. Zurzeit ist die dritte Auflage aus dem Jahr 2009 verfügbar. Die Website und die Broschüre enthalten einschlägige Adressen zu den Stichworten *Aktivitäten, Geld, Freizeit, Wohnen, Gesundheit, Zuhause* und *Beratung*.

Die Broschüre *nimmergrün* wurde sowohl in der schriftlichen Umfrage thematisiert und den Teilnehmerinnen der Fokusgesprächen abgegeben. Dabei zeigt sich, dass etwa die Hälfte der Personen diese nicht kennt. Diejenigen, die sie regelmässig nutzen, sind klar in der Minderheit. Einige benutzen sie zwar nicht, wissen aber, wo sie im eigenen Haushalt zu finden ist:

Also ich kenne es und habe es einfach irgendwo, also ich habe Lexiken zu Hause und Nachschlagewerke, das ist mein Hobby, das gehört dort rein. (...) Aber richtig gebraucht habe ich es eigentlich noch nicht. Aber ich finde es eine gute Sache.

Denjenigen, die *nimmergrün* bisher nicht gekannt haben, reagieren unterschiedlich. Die einen bedauern dies, andere finden:

Also ich bin jetzt gerade ganz ehrlich: Wenn ich das [nimmergrün] bekäme, ich würde es wahrscheinlich gerade zum Altpapier tun, weil ich bin Mitglied Pro Senectute, bin Mitglied bei den Grauen Pantheren (...) ich habe alle diese Informationen.

Es wird auch darüber diskutiert, ob und wie die Broschüre verteilt werden sollte. Die einen schlagen vor, dass sie an alle frisch Pensionierten automatisch versandt wird. Andere äussern sich gegenüber dieser Idee skeptisch:

Das Zustellen [ist], das ist schon so wie Sie sagen, wahrscheinlich heikel. Ich bin nämlich auch erschrocken, als ich plötzlich mit 65 eine ganze Anzahl Briefe und Zeugs bekommen habe und gemerkt habe, ja, jetzt beginnt es irgendwie. Aber es hatte nicht lange gedauert dieser Schreck. Ich habe es inzwischen verarbeitet, aber es ist schon so, wenn da auf diesen Zeitpunkt gerade so viele Sachen kommen. Aber vielleicht kann man es [den Versand] auch irgendwie so ein bisschen hinausschieben (...) Auflegen ist sicher gut.

Das Informationsangebot, das sich spezifisch an die ältere Bevölkerungsgruppe richtet, löst eindeutig ambivalente Gefühle aus. Einerseits ist man froh, wenn man nützliche Informationen möglichst einfach findet, andererseits möchte man möglichst nicht zu einer Gruppe gehören, die solche spezifischen Informationen überhaupt braucht. Das illustrieren die beiden folgenden Stimmen:

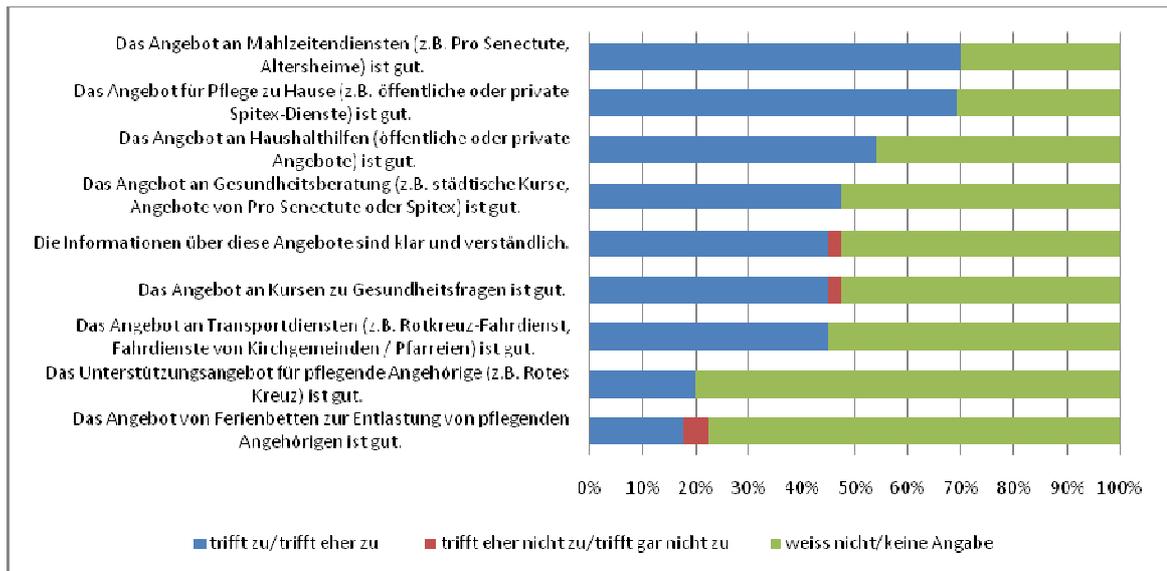
A: Ich habe zum Beispiel einen Mann, der gleich alt ist wie ich, der nie so was anschauen würde. Er weiss, dass ich so Sachen habe. (...)

B: Mein Mann ist ja auch noch nicht alt, das würde mein Mann auch nicht anschauen.

Informiert sein über Dienstleistungen

In der schriftlichen Umfrage befasst sich ein ganzer Abschnitt mit Pflege- und Unterstützungsangeboten. Das Ziel war es, herauszufinden, wie diese Angebote bewertet werden. Die Ergebnisse – sie sind in *Abbildung 10* aufgeführt – sind auf den ersten Blick einigermassen verblüffend. Die Befragten teilen sich in zwei Gruppen: Die einen verteilen sehr gute und gute Noten, die andern haben keine Meinung dazu. Stimmen, welche die Angebote als ungenügend bewerten, gibt es nur vereinzelt. In den Fokusgesprächen wird dieses Antwort-Muster bestätigt. Die einen verfügen über eigene Erfahrungen und bewerten diese als positiv. Die andern haben eine vage Ahnung über entsprechende Angebote und sind froh, dass sie bisher noch keinen Gebrauch davon machen mussten. Am besten bekannt sind offensichtlich die Mahlzeitendienste und die Spitex.

Abbildung 10 Beurteilung der Pflege- und Unterstützungsdienste



N=39-40

Was die Spitexdienstleistungen betrifft – das zeigt sich in den Gesprächen – kennen einige diese aus der Pflege ihrer Partner bzw. PartnerInnen, andere auch als PatentInnen. Die folgende Gesprächssequenz illustriert exemplarisch die Meinungen über Spitex-Einrichtungen und die Erwartungen, die man an sie hat:

A: Wir haben das auch abgesprochen, die Töchter und ich. Sie sagen, ich kann in der Wohnung bleiben, so lange es geht mit Spitex oder so. Ja, das würde ich dann annehmen, wenn ich nicht mehr selbständig sein könnte.

B: Und Sie wissen, wie man Spitex organisieren kann?

A: Ja, ja, das musste ich auch für meinen Mann. Ja, ich habe das erlebt.

C: Es geht mir genau gleich. Mein Mann war sieben Jahre zu Hause im Rollstuhl und pflegebedürftig. Spitex kam jeden Tag. Ich hatte sie auch schon für mich. Ich hatte den Finger gebrochen und muss sie jetzt dann wieder ein paar Tage haben mit dem Fuss. Ich bin alleine im Haus. Aber Spitex ist eine Superorganisation. Das ist eine private Spitex, Spitex plus, und es ist wirklich zu empfehlen.

Oder:

Ja, eben, wenn man nicht mehr selber kochen kann, dass man sich Hilfe nimmt oder eben mit der Spitex, wenn etwas zu machen ist, das man nicht mehr selber kann. Ich musste vor zweieinhalb Jahren die Hüfte operieren und dann hatte ich die Spitex zwei, drei Mal. Und ich fand es sehr gut, es ist eine Beruhigung, wenn man weiss, wenn man dann mal nicht mehr kann oder vorübergehend nicht mehr kann, kann man dann dort zurückgreifen.

Der letzte Satz des vorangehenden Zitates bringt es auf den Punkt: Es ist beruhigend zu wissen, dass es solche Angebote wie die Spitex gibt. Ihre Existenz erlaubt es, dass man sich nicht allzu viele Gedanken darüber machen muss, was geschehen wird, wenn man krank wird oder einen Unfall hat. Die Gesprächsteilnehmenden schätzen auch, solche Dienstleistungen massgeschneidert beanspruchen zu können. Die Spitex kommt dann, wenn sie gebraucht wird, und sie kommt so lange, wie es sie eben braucht. Manchmal wird der volle Service beansprucht, manchmal braucht es nur die Fusspflege. Auf dem Hintergrund der Fokusgespräche werden auch die Antworten in der Umfrage verständlicher: Wenn mehr als die Hälfte keine Meinung zu den Unterstützungsangeboten hat, heisst dies nicht etwa, dass sie noch nie davon gehört haben, sondern, dass sie diese nicht aus eigener Anschauung kennen. Die Gespräche belegen ausserdem: Unabhängig davon, ob man bereits eigene Erfahrungen gemacht hat oder nicht: Das Vertrauen in diese Organisationen ist sehr gross. Das zeigt sich auch in der sekundärstatistischen Auswertung der Lebensqualitäts-Daten von 2007: Die Frage, ob die medizinische Hilfe im Krankheitsfall oder bei einem Unfall genügend schnell da wäre, haben 97 Prozent der EinwohnerInnen ab 60 Jahren mit „Ja“ beantwortet.³⁵

Einzig eine fremdsprachige Person weist hin auf schwer verständliche Spitex-Tarife und unklare Kostenteilung zwischen PatientIn und Krankenkasse. Ansonsten scheint es keine Informationsdefizite zu geben.³⁶ Man will offensichtlich gar nicht mehr wissen, als man weiss, denn man hofft, dieses Wissen nie zu brauchen. Und kommt es doch dazu, dass man die Dienste braucht, so ist es für viele – wie aus einer Untersuchung von Künzi und Kris Haslebacher hervorgeht –

primär wichtig, dass die alltäglichen und medizinischen Leistungen erbracht werden bzw. „dass es funktioniert“. Wie und durch wen die Leistungen im Detail organisiert sind, wird als sekundär eingestuft.“

Informationsdefizite

Einzig im Zusammenhang mit Wohnfragen wird verschiedentlich deutlich, dass einige mehr wissen möchten. Einige werden selbst aktiv und informieren sich vor Ort:

Wir sind mal den Spitalackerpark anschauen gegangen. Und sie haben dort Wohnungen und sie machen immer mehr begleitetes Wohnen, d.h. sie machen einmal die Woche den „Kehr“ und dann sehen sie in die Wohnung rein. (..) So haben sie den Einblick, (..) ob die Leute noch fähig sind, es selbst zu pflegen. Das finde ich noch gut.

Geschätzt wird auch das Angebot der Grauen Panther, das Gelegenheit gibt, sich etwas systematischer umzuschauen:

³⁵ Anna Borkowsky (2010): Altersfreundliche Stadt. Sekundärstatistische Analyse der Befragung Lebensqualität Bern 2007, Bern, S. 16.

³⁶ Kilian Künzi und Kris Haslebacher (Mai 2009): Untersuchung von Schnittstellen im Altersbereich der Stadt Bern, Bern, S. III.

Im Moment gehen wir jeden zweiten Monat mit den Grauen Panthern ein Altersheim besichtigen, und ich denke das ist wichtig, damit man sieht, was einen dort so ungefähr erwarten würde, und damit man auch das findet, das einem von der Ambiance her passt. Und diese Anlässe werden sehr gut besucht.

Man möchte auch mehr wissen über Angebote an altersgerechten Wohnungen oder – wie das folgende Beispiel zeigt – über alternative gemeinschaftliche Wohnformen:

Wenn ich wieder umziehe, möchte ich eigentlich nicht mehr alleine leben, das finde ich nicht so gut. Ehm, ich möchte lieber in einer Hausgemeinschaft mit gewissen Kontaktmöglichkeiten oder auch Hilfsleistungen untereinander. Wo finde ich solche Adressen? Ich meine, es gibt das Stürlerhaus, es gibt das Haus an der Postgasse, aber das sind kostspielige Sachen.

6.4 Fazit

Die TeilnehmerInnen unserer Untersuchung sind in ihrer Mehrheit ausgesprochene LeserInnen. So liest die Mehrzahl regelmässig bernische Tageszeitungen und den „Anzeiger der Stadt und Region Bern“. In den Fokusgesprächen hat sich gezeigt, dass viele sich zudem anhand von Quartieranzeigern und Mitteilungsbulletins von Organisationen (Graue Panther, Spitex, Pro Senectute, Kirchen) informieren. Auch RadiohörerInnen stehen hoch im Kurs. Fast alle sehen regelmässig fern: Wie die Berichte in den Fokusgruppen zeigen, wirken Fernseh- und Radioprogramme häufig kompensatorisch: Früher reisten die Personen, besuchten Konzerte und Theater – heute bringen diese Medien die Veranstaltungen ins Haus, beleben einerseits Erinnerungen und lassen an dem teilhaben, was aktuell geschieht.

nimmergrün, die Informationsbroschüre des städtischen Alters- und Versicherungsamtes, ist bei so vielen GesprächsteilnehmerInnen unbekannt, dass in einigen Gruppen Konsens herrscht: Die Broschüre sollte besser bekannt gemacht werden – und zwar, so meinen einige, nicht spezifisch nur bei den älteren Generationen. Die Informationen und Adressen seien für Angehörige ebenfalls nützlich.

Sowohl unter den frisch Pensionierten wie auch unter den 81- bis 85-Jährigen gibt es InternetnutzerInnen, wobei nicht systematisch erhoben wurde, wofür das Internet genutzt wird. In den Gesprächsgruppen haben TeilnehmerInnen untereinander ausgetauscht, wo sie Internet- oder Handykurse besuchen. Eine Frau verbessert ihre Computerkenntnisse innerhalb eines Tauschnetzes, wobei die „Lehrerin“ in ihrem Alter ist; andere möchten von SchülerInnen die Handhabung von Computer, Internet und Handy erklärt bekommen. Ganz offensichtlich gehören Computer- und Internetnutzung in den Privatbereich und werden nicht an öffentlichen Orten (z.B. Bibliotheken) gesucht.

Was man braucht, das kennt man: Auf diesen einfachen Nenner können die Kenntnisse der Befragten zu den Angeboten und Dienstleistungen in den Bereichen Prävention, Gesundheit, Unterstützung (Pro Senectute, Spitex, Sozialdienste, Altersheime, Mahlzeitendienste, Fahrdienste usw.) zu bringen. Wer – als PatientIn oder pflegende Angehörige – Erfahrungen mit diesen DienstleisterInnen hat, ist in der Regel damit zufrieden. Eine fremdsprachige Person merkt an, die Spitex-Tarifstruktur sowie die Kostenvertei-

lung zwischen PatientIn und Krankenkasse sei kompliziert; die Bemühungen der Spitex, ihre Informationen in den Sprachen ihrer KlientInnen bekannt zu machen, sind entsprechend wichtig.

Die an dieser Untersuchung beteiligten Personen sind weitgehend gesund und selbständig: Auch dies lässt sich aus diesen Antworten ableiten. Wenige Personen haben bis anhin Erfahrungen gemacht mit Angeboten zur Entlastung pflegender Angehöriger oder mit Fahrdiensten, und erst wenige haben Kurs- oder Beratungsangebote im Bereich Gesundheit / Prävention in Anspruch genommen. Diese Einschätzung haben die Gespräche in den Fokusgruppen bestätigt. Ausdrücklich haben mehrere Personen gesagt, es sei bisher nicht nötig gewesen, sich mit solchen Fragen zu beschäftigen – aber es sei gut, dass es diese Angebote gebe.

Der oben erwähnte einfache Nenner hat demnach eine Kehrseite: Erst wenn man Hilfe braucht, sucht man sie. Damit wird eine weit verbreitete, alltägliche Haltung sichtbar, die sich auch beim Thema „Wohnen“ zeigt: Viele Leute sind ambivalent, wenn es um ihre Zukunft geht. Soll man sich mit der Möglichkeit von Krankheit, Einschränkung, Abhängigkeit auseinandersetzen – und also recht eigentlich den Teufel an die Wand malen? Oder ist es gescheiter, jeden Tag zu nehmen, wie er kommt, dankbar zu sein und zu hoffen, dass es schon gut kommt – immer im Wissen darum, dass die benötigten Hilfen existieren und zur Verfügung stehen? Unabhängig davon, wie richtig oder falsch diese Haltung ist: Sie zwingt die AnbieterInnen einerseits, unablässig zu informieren, zu sensibilisieren und ansprechbar zu sein. Und andererseits, über Strategien zu verfügen – oder diese zu entwickeln – die schnelles, flexibles Handeln ermöglichen.

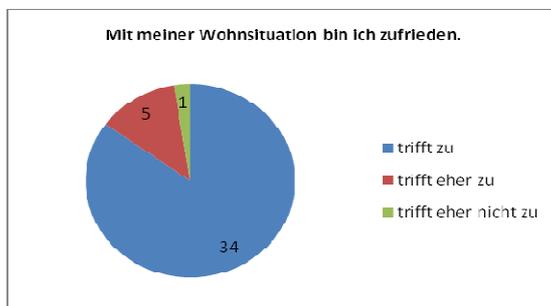
7 Résumé

Gegen Ende des Fragebogens wurden die Befragten gebeten, eine zusammenfassende Beurteilung abzugeben. Ihre Antworten bieten nun den roten Faden für das abschliessende Resumée.³⁷

Selbständiges Wohnen hat hohe Priorität

Die *Abbildung 11* zeigt, dass die überwiegende Mehrheit mit ihrer aktuellen Wohnsituation zufrieden ist, obschon nur eine Minderheit in altersgerechten Wohnungen lebt. Die Wohnung steht für Selbständigkeit. Bei Krankheiten, Unfällen und Behinderungen kann man sich mit Spitex, mit Mahlzeitendiensten oder kleinen baulichen Anpassungen helfen. Einige haben bereits Erfahrungen mit Spitex, andere vertrauen darauf, mit solchen Unterstützungsangeboten das Verbleiben in den eigenen vier Wänden möglichst lange aufrechterhalten zu können. Als grösste Bedrohung für die aktuelle Wohnsituation werden die Treppen gesehen.

Abbildung 11 Wohnsituation



N=40

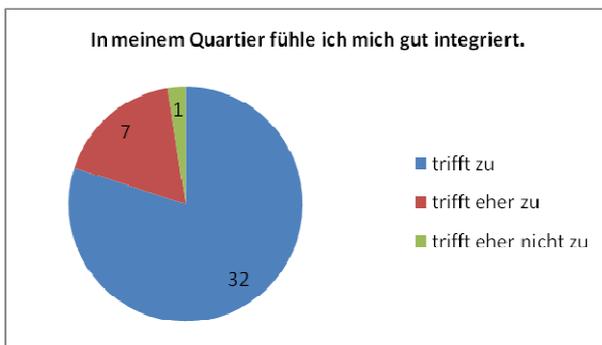
Mit Treppen sind viele konfrontiert. Dies ist insofern nicht erstaunlich, als viele seit Jahrzehnten im gleichen Haus, also in einer älteren Liegenschaft, wohnen. Kommt hinzu, dass in Bern Wohnungen mit Lift eher Mangelware sind, da ein Grossteil der Wohnungen schon älteren Datums ist. Diese Tatsache bringt es mit sich, dass vielerorts Rennovationen anstehen. Neben den Treppen stellen diese Sanierungsarbeiten eine weitere Bedrohung für die aktuelle Wohnsituation dar. Alters- und Pflegeheime werden von den meisten als letzter Ausweg und nicht als valable Alternative zur aktuellen Wohnsituation gesehen. Hingegen sind einige auf der Suche nach alternativen Wohnformen. Sie wünschen sich Gleichgesinnte zu finden und würden es begrüessen, wenn die Stadt dabei eine unterstützende Funktion übernehmen würde.

³⁷ Im Folgenden werden nicht alle Items dieser Fragebatterie aufgenommen. Eine vollständige Übersicht bietet die *Abbildung 23* im Kapitel 9.2 des Anhangs.

Das Dorf in der Stadt

Wie die *Abbildung 12* zeigt, fühlen sich die meisten in ihrem Wohnquartier gut integriert. Das dürfte eine Folge dessen sein, dass sie teilweise schon sehr lange dort wohnen. Die Umgebung ist vertraut und übersichtlich. Sie funktioniert mitunter wie ein Dorf, man kennt sich oder man grüsst sich zumindest. Das Quartier steht oft nicht nur fürs Wohnen, sondern auch fürs Einkaufen, für gesellige Anlässe, kulturelle und sportliche Aktivitäten.

Abbildung 12 Integration im Quartier



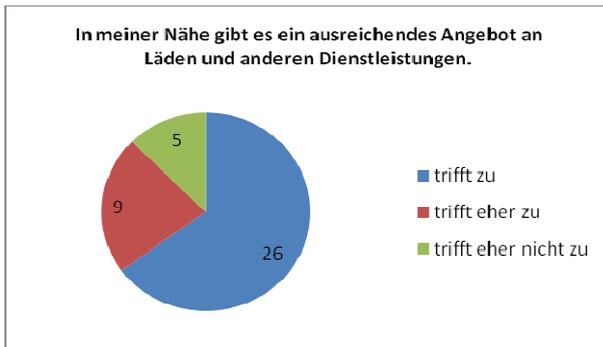
N=40

Wer sich für ein Altersheim anmeldet, tut dies oft auch im angestammten Quartier. Wie eine Nachfrage bei Domicil bestätigt, versucht man diesem Anliegen nach Möglichkeit Rechnung zu tragen, unterstützt doch die Vertrautheit mit der Umgebung die Selbständigkeit und das Integriertbleiben der BewohnerInnen und Bewohner.

Einkaufen als sozialer Akt

Das Einkaufen ist für viele nicht nur ein notwendiger Akt, um sich zu versorgen. Für viele ist es vor allem auch eine Gelegenheit, unter die Leute zu gehen, die eher unverbindlichen, aber dennoch wichtigen sozialen Kontakte zu pflegen. Ob man die Einkäufe primär im Quartier erledigt oder dafür ins Stadtzentrum fährt, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Bei den einen ist die Wahl zwischen diesen beiden Möglichkeiten dadurch eingeschränkt, dass es in der näheren Umgebung – wie die *Abbildung 13* illustriert – kaum (mehr) Läden hat. Andere ziehen es unabhängig davon vor, ihre Einkäufe in der Stadt zu machen. Das kann auch dadurch bedingt sein, dass die Busstation oder Tramhaltestelle näher liegt als der nächste Laden im Quartier.

Abbildung 13 Läden und Dienstleistungen



N=40

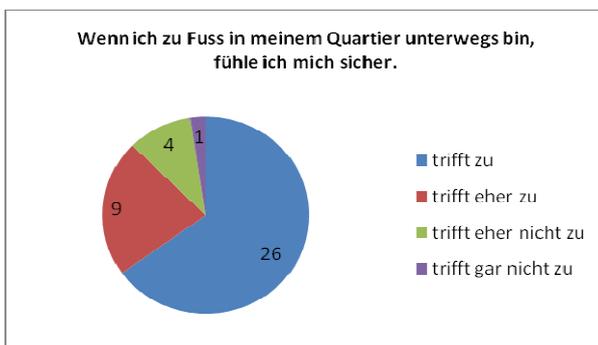
Man bedauert – oft auch mit einem selbstkritischen Unterton –, dass in den letzten Jahren und Jahrzehnten zahlreiche kleine Läden in der Nachbarschaft eingegangen sind. Obschon die kleinen Läden auch gerade als eine Grundlage für kleinräumige Strukturen geschätzt werden bzw. geschätzt worden sind, können auch die grossen Einkaufszentren soziale Funktionen übernehmen. Das zeigt sich etwa an der Beliebtheit des Freudenbergzentrums. Auch sie lassen es zu, beim Einkaufen auf bekannte Gesichter zu stossen.

(Un)sicherheit im Quartier

Die eigenen Füsse sind für die allermeisten das wichtigste Transportmittel. Viele machen ihre Einkäufe zu Fuss und viele gehen „Laufen“ – auch dies zu einem guten Teil im Quartier. Deckt das Einkaufengehen einen wichtigen Teil von sozialen Kontakten ab, so dient das „Laufen“ neben dem Vergnügen auch ganz klar dazu, die eigene Mobilität zu erhalten.

Die *Abbildung 14* zeigt, dass sich nur 26 von 40 Personen sicher fühlen, wenn sie im Quartier unterwegs sind.

Abbildung 14 Sicherheit für FussgängerInnen



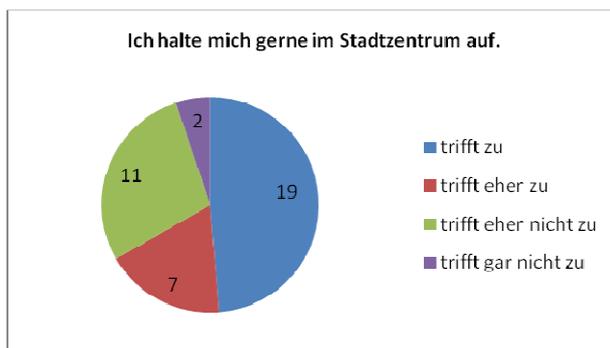
N=40

Wie aus der Befragung deutlich wird, liegt dies aber nicht daran, dass man auf den Trottoirs Hindernisse sieht. Für diese Einschätzung dürften andere Faktoren ausschlaggebend sein: Im Winter die vereisten Stellen und abends die an vielen Orten als unzureichend empfundene Beleuchtung. Die Voten aus den Fokusgesprächen lassen vermuten, dass mehr Licht das Gefühl von Sicherheit zwar erhöhen würde. Jedoch bleibt ein Rest an Unsicherheiten bestehen. Ihre Ursachen haben sie in der Angst vor kriminellen Handlungen. Einige verlassen deshalb abends nur noch ungern die Wohnung bzw. das Haus. Wer sich nicht davon abhalten will, legt sich Strategien zurecht, wie der Weg vom Bus oder vom Tram möglichst rasch bewältigt werden kann, den Hausschlüssel griffbereit in der Hand. Einige weichen auf das Auto oder das Taxi aus.

Die Innenstadt

Dass nur rund die Hälfte der Befragten findet, sie würde sich ohne Einschränkung gerne in der Innenstadt aufhalten, hat zum Teil die gleichen Gründe wie sie eben fürs Quartier genannt worden sind: Man fühlt sich nicht immer und überall sicher. Ein Teil dieser Unsicherheit ist durch die neue Verkehrsplanung bedingt. Gerade die so genannten Begegnungszonen werden als verwirrend erlebt. Es widerspricht dem, was man gelernt hat, nämlich: dass jede Gruppe von Verkehrsteilnehmenden – die FussgängerInnen, die VelofahrerInnen und Fahrzeuge – je ihren mehr oder weniger exklusiven Raum hat, und dass dort, wo sie aufeinandertreffen, der Verkehr durch Zebrastreifen und Ampeln geregelt wird.

Abbildung 15 *Stadtzentrum als Aufenthaltsort*



N=40

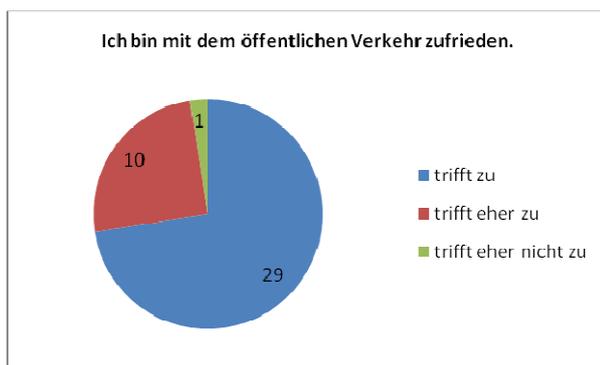
Neben der Verkehrsführung können Unsicherheitsgefühle auch durch Personen hervorgerufen werden, die man als unberechenbar einschätzt. Am meisten Bedrohung geht von jungen Männern aus, die in Gruppen unterwegs sind. Gewisse Stellen – wie etwa die kleine Schanze – werden deshalb gemieden. Die Gefühle von Unsicherheit empfinden einige auch tagsüber in der Stadt. Sie werden aber mit Einbruch der Dunkelheit klar stärker. Deshalb getrauen sich einige nicht mehr, abends in die Stadt zu gehen. Nicht immer sind es jedoch Unsicherheitsgefühle, die sie davon abhalten. Einige geben zu erkennen, dass sie es vorziehen, in den eigenen vier Wänden zu bleiben. Sie können gut mit sich allein sein und schätzen das Fernsehen als Bezug zur Umwelt.

Steht für die Mehrheit das Quartier als Lebensmittelpunkt im Vordergrund, halten sich doch eine ganze Reihe von Personen regelmässig in der Innenstadt, sei es zum Einkaufen, um FreundInnen und Bekannte zu treffen, um ins Theater, ins Konzert oder an einen Vortrag zu gehen. Sie würden es schätzen, wenn es im öffentlichen Raum mehr Sitzgelegenheiten geben und die Polizeipräsenz erhöht würde. Wenn die PolizistInnen zu Fuss oder auf dem Velo unterwegs sind, vermittelt dies mehr Sicherheit, als wenn sie ihre Routen in Streifenwagen abfahren.

Hohe Zufriedenheit mit dem öffentlichen Verkehr

33 Personen geben an, die öffentlichen Verkehrsmittel regelmässig zu nutzen, weitere 6 benutzen sie ab und zu. Wie die *Abbildung 16* zeigt, ist die Zufriedenheit mit den öffentlichen Verkehrsmitteln sehr hoch.

Abbildung 16 Zufriedenheit mit dem öffentlichen Verkehr

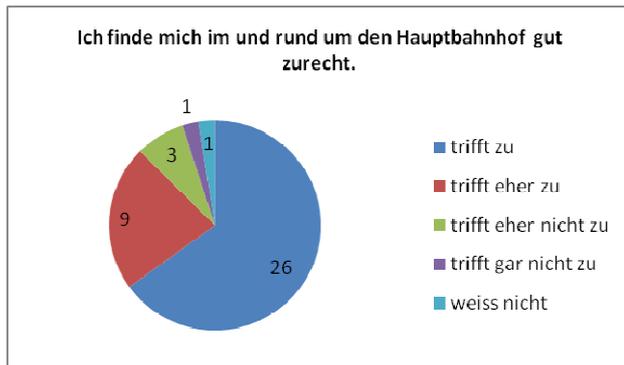


N=40

Die Haltestellen sind für die allermeisten leicht erreichbar, Bus und Tram sind pünktlich und verkehren häufig. Trotz der hohen Zufriedenheit hat man einige Wünsche an Bernmobil. Sie beziehen sich auf das Netz, die Ausgestaltung der Haltestellen, die Beschriftung der Fahrzeuge, den Fahrplan, die Einsteigezeiten und die Sitzplätze. Gerade zum Thema öffentlicher Verkehr gibt zahlreiche konkrete Vorschläge. Sie unterstreichen, welch hoher Stellenwert ihm in den Augen der Befragten zukommt: Er ist neben den eigenen Füssen der Garant der individuellen Mobilität.

Ein wichtiger Dreh- und Angelpunkt im Netz des öffentlichen Verkehrs ist der Hauptbahnhof. Er verbindet die verschiedenen Linien des städtischen Netzes und diese mit den Linien, die aus der Stadt herausführen. Die *Abbildung 17* illustriert: Die Mehrheit findet, was sie sucht – auch nach den Umbauten der letzten Jahre.

Abbildung 17 Hauptbahnhof



N=40

Wie die Fokusgespräche zeigen, fühlen sich einige aber nicht so richtig wohl im und um den Hauptbahnhof herum. Gerade für Personen mit Gehbehinderungen sind die Umsteigezeiten im städtischen Netz zu kurz, erst recht wenn man um die langen Tramzüge herum gehen muss. Verpasst man den Anschluss, so gibt es kaum Möglichkeiten, sich beim Warten hinzusetzen.

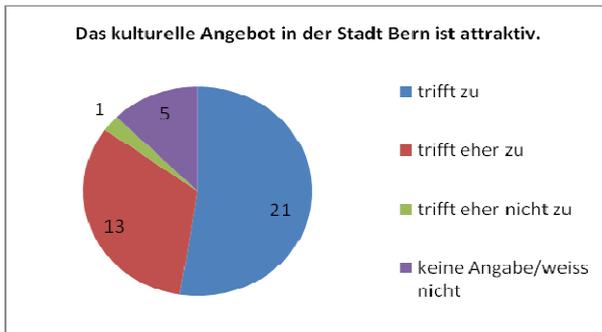
Zufriedenheit mit dem kulturellen Angebot

Wie aus der *Abbildung 18* hervorgeht, scheint man mit dem kulturellen Angebot in der Stadt einigermaßen zufrieden zu sein. Diese Frage wurde in den Fokusgesprächen nicht explizit thematisiert. Doch verschiedene Personen erzählen en passant, dass sie das Angebot aktiv nutzen oder genutzt haben. Gemäss der sekundärstatistischen Auswertung der Lebensqualitäts-Daten von 2007 nutzen fast 70 Prozent der EinwohnerInnen ab 60 Jahren die kulturellen Angebote in der Stadt. Tendenziell sind es die jüngeren unter ihnen, die gut gebildeten und diejenigen, welche die eigene Gesundheit als eher gut einschätzen.³⁸

Am häufigsten werden in den Fokusgesprächen Theater- und Konzertbesuche erwähnt, aber auch Vorträge, Museen, Kino etc. Aufschlussreich ist der Kontext, in dem diese Institutionen und Anlässe genannt werden. Sie kommen oft im Zusammenhang mit Sicherheitsfragen zur Sprache. Die einen stellen bedauernd fest, dass sie nicht mehr ins Theater gehen, weil sie sich abends nicht mehr in die Stadt wagen. Andere halten dagegen, dass sie auf den Konzertbesuch nicht verzichten wollen, auch wenn sie damit Sicherheitsrisiken in Kauf nehmen. Schliesslich gibt es die ehemals aktiven BesucherInnen, die feststellen, dass ihr Interesse an solchen Veranstaltung in den letzten Jahren nachgelassen habe. Für sie können Radio und Fernsehen diese Lücken auffüllen.

³⁸ Anna Borkowsky (2010): Altersfreundliche Stadt. Sekundärstatistische Analyse der Befragung Lebensqualität Bern 2007, Bern, S. 18.

Abbildung 18 Kulturelles Angebot in der Stadt Bern



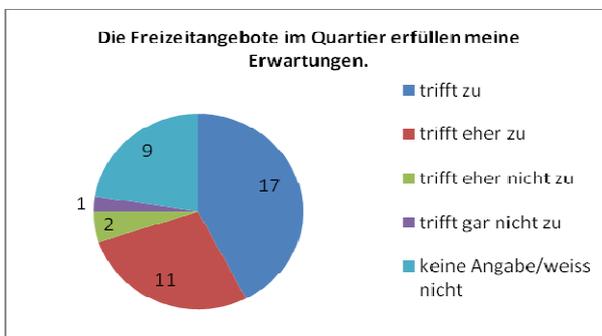
N=40

Freizeitangebote im Quartier

Die Fokusgespräche zeigen eine sehr breite Palette von Aktivitäten, denen die einzelnen Personen nachgehen. Neben solchen mit eher sportlicher Ausrichtung nutzen viele die Angebote, die von Kirchgemeinden ausgehen. Ob es sich dabei um Angebote handelt, die sich spezifisch an ältere Menschen richten, wird nicht immer ersichtlich. Das wird dann deutlich, wenn es um Veranstaltungen von Pro Senectute oder der Grauen Panther geht. Die Angebote seitens der Kirche dürften mehrheitlich im Quartier stattfinden. Das gilt aber für diejenigen von Pro Senectute oder den Grauen Panther nicht unbedingt.

Aus *Abbildung 19* wird ersichtlich, dass die Antwortenden mit den Angeboten im Quartier tendenziell zufrieden sind. Immerhin 9 Personen äussern dazu keine Meinung. Ob sie daran nicht interessiert oder darüber nicht informiert sind, kann hier nicht entschieden werden. In den Gesprächen entsteht jedoch der Eindruck, dass sowohl das Angebot in der Stadt sowie dasjenige in den Quartieren generell als ausreichend erlebt wird. Über vieles wird begeistert berichtet.

Abbildung 19 Freizeitangebote im Quartier



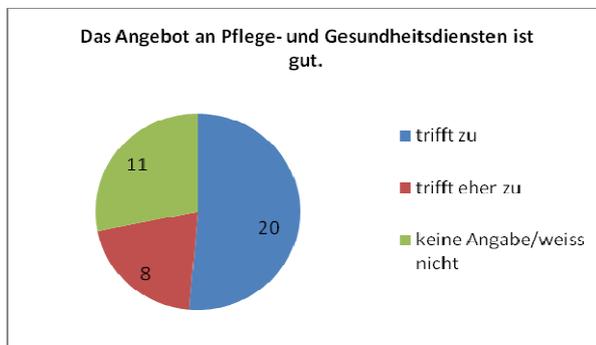
N=40

Grosses Vertrauen in die Pflege- und Unterstützungsangebote

Wie aus der *Abbildung 20* ersichtlich wird, beurteilen fast drei Viertel der Antwortenden das Angebot an Pflege- und Unterstützungsdiensten als gut. Die weiteren Personen äussern keine Meinung dazu. In den

Gesprächen ist das Urteil eher noch positiver als in der schriftlichen Umfrage. Konkret angesprochen wird vor allem die Spitex. Eine ganze Reihe kennt diese Pflegedienste aus eigener Erfahrung, sei es als PatientInnen oder durch die Pflege von Angehörigen. Geschätzt wird, dass man das Volumen und die Art der Dienstleistung flexibel beanspruchen kann. Auch diejenigen Personen, die noch nie mit solchen Einrichtungen in Kontakt gekommen sind, wissen um deren Existenz. Generell setzt man grosses Vertrauen in sie.

Abbildung 20 Pflege- und Gesundheitsdienste



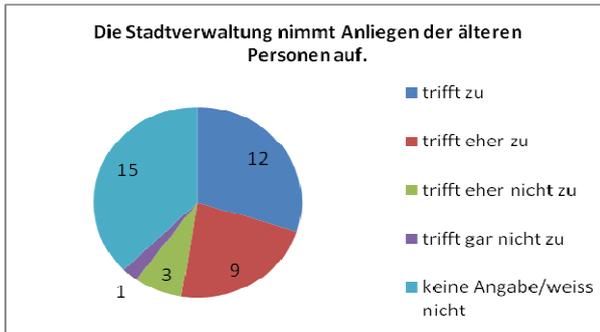
N=39

Wie es um die Kenntnisse über weitere Unterstützungsangebote steht, wird nicht klar. Kaum jemand äussert aber das Bedürfnis, mehr darüber zu erfahren.

Die Stadt wird als Akteurin wenig wahrgenommen

Ob und wie die Stadt(verwaltung) sich für die Bedürfnisse ihrer älteren Bewohnerinnen und Bewohner einsetzt, ist für die meisten nicht transparent. Das zeigt sich zum einen in *Abbildung 21*. Immerhin 15 von 40 Personen äussern keine Meinung zur Aussage, die Stadtverwaltung setzte sich für die Anliegen der älteren Personen ein. Dass die Stadt beispielsweise mit Pro Senectute eine Leistungsvereinbarung abgeschlossen hat, dürfte den wenigsten bekannt sein. Auch die Tatsache, dass man sich in der Stadtverwaltung um eine kohärente Alterspolitik bemüht und dafür mit dem Alters- und Versicherungsamt eine spezialisierte Verwaltungsstelle eingerichtet hat, – darüber wissen wohl vor allem diejenigen Bescheid, die unmittelbar damit in Berührung kommen, wie etwa der Rat der Seniorinnen und Senioren.

Abbildung 21 Engagement der Stadtverwaltung für ältere Menschen



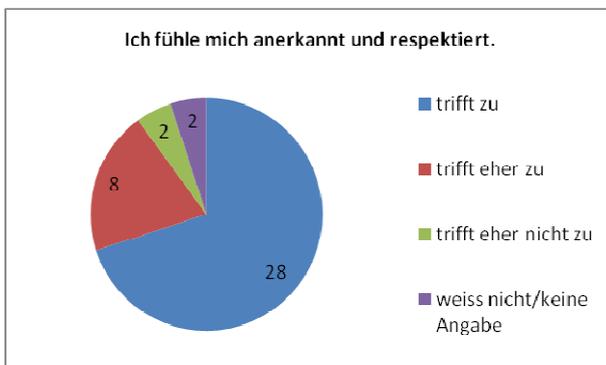
N=40

Rund die Hälfte der Befragten kennt auch das Informationsgefäss *nimmergrün* nicht, und von denjenigen, die es kennen, nehmen nicht alle wahr, dass es sich dabei um ein städtisches Angebot handelt. Wo man hingegen klar die Stadt in der Pflicht sieht, ist im Bereich Wohnen und Heime. Die in den Fokusgruppen vertretenen Personen wünschen sich ein grösseres Angebot an altersgerechten Wohnung.

Insgesamt zufrieden

Eine Frau schreibt als Schlusskommentar im Fragebogen: „Ich lebe seit 1959 in der Stadt Bern und bin sehr glücklich. Es gibt immer etwas zu kritisieren, aber wenn man selber etwas tolerant ist, ist Bern eine wunderbare Stadt.“ Andere würden sich vielleicht etwas zurückhaltender äussern, doch viele sind der Meinung, dass es sich in Bern gut leben lässt. Dazu tragen verschiedene Faktoren bei. Ganz wichtig ist sicher der Umstand, dass unsere GesprächspartnerInnen gut integriert sind, sich in ihrer Wohnung und in ihrem Quartier wohl fühlen. Oder wie die *Abbildung 22* zeigt, stellen sie mehrheitlich fest, dass man sie anerkennt und respektiert.

Abbildung 22 Anerkennung und Respekt



N=40

Die Daten zum Lebensqualitätsbericht von 2007 zeigen, dass zwei Drittel der älteren Bevölkerung sehr gerne in der Stadt Bern leben. Der Anteil derjenigen, die eher ungern oder ungern hier leben, beträgt lediglich 10 Prozent. Tendenziell ist die Zufriedenheit der Frauen grösser als die der Männer, und die der Alleinlebenden grösser als die der Personen, die in einem Zweipersonenhaushalt leben. Einen wichtigen Beitrag zur Zufriedenheit tragen die Wohnung und die Wohnumgebung bei, aber auch die Einschätzung, auf die Lebensqualität selbst Einfluss nehmen zu können. Weitere Faktoren wie Alter, Dauer des Lebens in Bern, Gesundheitszustand, wirtschaftliche Lage, Wohnbesitz, Sicherheit und Stadtteil haben keinen statistisch nachweisbaren Einfluss darauf, wie gerne jemand in Bern lebt.³⁹

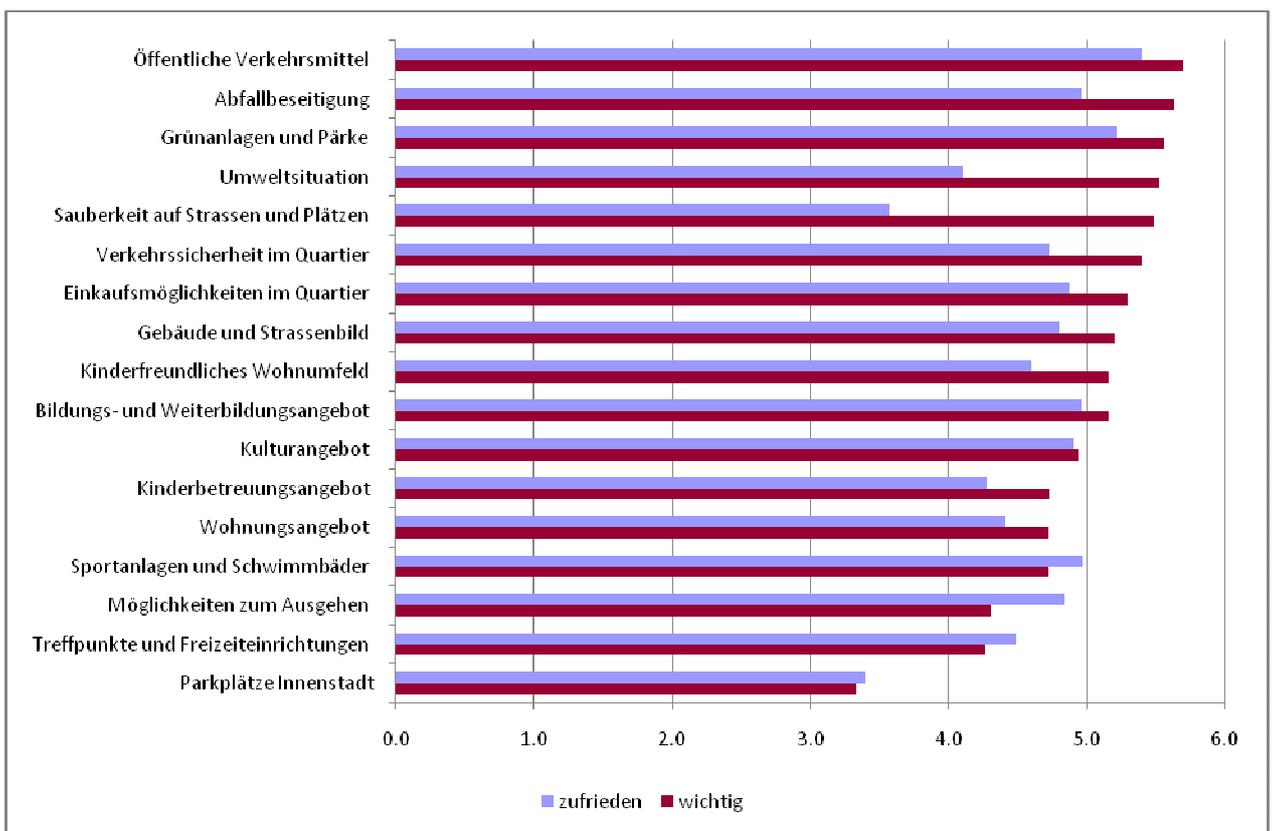
In einer offenen Frage wurden die EinwohnerInnen danach befragt, was sie an Bern als besonders positiv einschätzen. Die Personen ab 60 Jahren haben insbesondere die Schönheit der Stadt hervor gehoben. Als grösstes Problem sahen sie gleichzeitig Dreck, Schmierereien und Vandalismus.⁴⁰

Schliesslich wurde ihnen eine Liste mit 17 Items vorgelegt, die sie zum einen nach ihrer Wichtigkeit und zum anderen nach ihrer Zufriedenheit mit den entsprechenden Punkten bewertet haben. Die Ergebnisse sind in *Abbildung 23* festgehalten. Wird das Ausmass der Wichtigkeit demjenigen ihrer Zufriedenheit gegenübergestellt, ergeben sich dort Hinweise auf Handlungsbedarf, wo die Wichtigkeit höher benotet wird als die Zufriedenheit. Am wichtigsten war den 2007 Befragten ab 60 Jahren insgesamt der öffentliche Verkehr. Die Differenz zwischen Wichtigkeit und Zufriedenheit ist bei diesem Item relativ klein, d.h. der Handlungsbedarf ist nicht sehr gross. Am grössten ist diese Differenz bei den Aspekten *Sauberkeit auf Strassen und Plätzen* sowie bei der *Umweltsituation* (Lärm, Luft, Gestank etc.). Fast deckungsgleich sind die Noten bezüglich Wichtigkeit und Zufriedenheit mit dem *kulturellen Angebot* oder zu den *Parkplätzen in der Innenstadt*. Kein Handlungsbedarf besteht bezüglich den *Möglichkeiten zum Ausgehen*, den *Sportanlagen und Schwimmbädern* sowie den *Treffpunkten und Freizeiteinrichtungen*. Diese drei Items rangieren im Übrigen punkto Wichtigkeit auf den hinteren Plätzen.

³⁹ Die Angaben für die folgenden Abschnitt stützten sich ab auf Anna Borkowsky (2010): Altersfreundliche Stadt. Sekundärstatistische Analyse der Befragung Lebensqualität Bern 2007, Bern, S. 25.

⁴⁰ Ebenda, S. 19f.

Abbildung 23 Wichtigkeit von und Zufriedenheit mit Angeboten und Dimensionen bei Personen ab 60 Jahren
Skala 1 (überhaupt nicht wichtig/zufrieden) bis 6 (sehr wichtig/zufrieden)



Quelle: Spezialauswertung, Befragung Lebensqualität 2007, Stadt Bern. Umweltsituation steht hier etwa für Lärm, Luft und Gestank.

Vergleichen wir die Resultate der Lebensqualitätsbefragung 2007 mit denjenigen aus der den Fokusgesprächen vorausgegangen schriftlichen Befragung so zeigen sich Inkonsistenzen. Der 2009 ausgefüllte Fragebogen fragt explizit nach dem alterspolitischen Handlungsbedarf. Bei den Antworten auf diese offene Frage dominieren zwei Themen: Sicherheit (23 Nennungen) und öffentlicher Verkehr (18 Nennungen). Bei der Sicherheit geht es sowohl um die Verkehrssicherheit wie auch um die Angst vor kriminellen Handlungen. Die Kommentare zu Sauberkeit sind hier mit 5 Nennungen vergleichsweise tief.

Wie die in den beiden Befragungen unterschiedlichen Einschätzungen zu interpretieren sind, kann hier nicht entschieden werden. Liegt es an unterschiedlichen Befragungsmethoden und Fragen? Wurde die Sauberkeit zwischen 2007 und 2009 wesentlich verbessert? Gibt es mehr Anlass, sich im Verkehr unsicher zu fühlen oder Angst vor kriminellen Handlungen zu haben?

Wie altersfreundlich ist die Stadt Bern?

Im ersten Kapitel dieses Berichts wird die WHO-Definition von Altersfreundlichkeit aufgeführt. Danach ist eine Stadt dann altersfreundlich, wenn sie die Heterogenität zwischen älteren Menschen anerkennt, ihre Integration und Partizipation fördert, die Wahl ihres Lebensstils respektiert und auf altersbedingte Bedürfnisse reagiert.

Alle drei Datenquellen – die Lebensqualitätsbefragung 2007, die schriftliche Befragung vor den Fokusgesprächen sowie die Fokusgespräche selbst – zeigen, dass die Zufriedenheit der älteren bernischen Bevölkerung generell hoch ist. Insbesondere die Gruppeninterviews illustrieren, dass sich die Befragten selbst nicht zuerst als ältere Personen wahrnehmen, sondern als BewohnerInnen einer Stadt, der sie sich verbunden fühlen. Sie sehen sich nicht als homogene ältere Generation, sondern als Individuen mit unterschiedlichen Interessen, Bedürfnissen und Ressourcen. Sie bringen – in der Regel fliessend – ihre Bedürfnisse und ihre Kapazitäten in Übereinstimmung. Spezifische Unterstützungsangebote möchten sie nur im Notfall beanspruchen. Sie geben sich gelassen, im Wissen darum, dass diese Unterstützung im Notfall beansprucht werden kann. Diese Zuversicht basiert zum einen auf der öffentlich verfügbaren Infrastruktur, aber auch auf der Erfahrung, im Quartier, in der Nachbarschaft und in der Familie aufgehoben zu sein. Das soziale Auffangnetz ist nicht für alle gleich stark, aber kaum jemand scheint ganz isoliert dazustehen. Hier ist allerdings nochmals zu betonen, dass die TeilnehmerInnen in den Fokusgruppen vor allem die aktiven und gut integrierten Gruppen der älteren Bevölkerung repräsentieren.

Bei aller Zufriedenheit haben die Befragten auch Anliegen an die Stadt Bern und deren Leistungserbringer wie etwa Bernmobil. Diese kritischen Punkte und Wünsche bilden die Grundlage des nächsten Kapitels.

8 Empfehlungen

Wie dieser Bericht zeigt, leben die befragten Personen gerne in Bern. Grundsätzliche Kritik ist in den Fokusgruppen nicht vorgebracht worden. Auch wenn die meisten TeilnehmerInnen dieser Erhebung ihre Lebensqualität nicht ausdrücklich mit der städtischen Alterspolitik⁴¹ oder einzelnen Massnahmen in Verbindung bringen, so ist deren gute Beurteilung doch auch eine Folge davon. Die Antworten und Einschätzungen der hier zu Worte kommenden Frauen und Männer belegen, dass die Stadt ihre Grundsätze in der Alterspolitik mehrheitlich erfolgreich umsetzt. Sie geht insbesondere von der Heterogenität dieser Bevölkerungsgruppe aus und anerkennt, dass sich die Bedürfnisse, Probleme und Ressourcen älterer Menschen sehr stark voneinander unterscheiden und Angebote auf die verschiedenen Lebenssituationen Rücksicht zu nehmen haben (z.B. unterschiedliche Angebote im Bereich Wohnen). Das städtische *Altersforum*, die *Fachkommission für Altersfragen* und der *Rat für Seniorinnen und Senioren* sind Instrumente, die einerseits die Partizipation dieser Bevölkerungsgruppen fördern, andererseits Gewähr dafür bieten sollen, dass die Stadt sich ändernde Bedürfnislagen frühzeitig erkennen kann.

Der vorliegende Bericht zur Altersfreundlichkeit der Stadt Bern ist auf diesem Hintergrund zu sehen. In einigen der von der Stadt im Rahmen ihrer Alterspolitik etablierten und geförderten Bereiche gibt es – gemäss den Ergebnissen dieser Erhebung – allerdings ein Verbesserungspotenzial. Wenn die folgenden Empfehlungen auch auf den Bedürfnissen der hier befragten älteren Personen und den sich daraus ergebenden Anregungen basieren, so ist gleichzeitig darauf hinzuweisen, dass ihre Umsetzung in vielen Fällen allen Einwohnern und Einwohnerinnen der Stadt Bern dient: Von einer klaren Verkehrs- und Fussgängerführung sowie von gut lesbaren elektronischen Anzeigen profitieren alle EinwohnerInnen ebenso wie BesucherInnen der Stadt; ein breites Angebot an altersgerechten Wohnungen zu erschwinglichen Preisen, das es für ältere Personen eher interessant macht, aus grossen Wohnungen oder Häusern auszuziehen, nützt auch Familien; mehr Begegnungs- und Kontaktmöglichkeiten, wie zum Beispiel Sitzbänke auf Plätzen oder bei Schachspiel, „das wäre überhaupt freundlich – nicht nur altersfreundlich“, wie es eine Frau in einem Gruppengespräch auf den Punkt brachte.

Empfehlung 1:

Die Stadt verstärkt ihre Informationstätigkeit mit dem Ziel, ihre Alterspolitik bekannt zu machen und positive Altersbilder zu fördern.

Die Alterspolitik der Stadt Bern richtet sich an der Heterogenität der über 60-jährigen Bevölkerung aus: Sie ist grundsätzlich bestrebt, bedürfnisorientierte Dienstleistungen zu erbringen und Wahlfreiheit zu ermöglichen. Sie nimmt beispielsweise – mit der *Arbeitsgruppe Alter & Migration* – die Bedürfnisse und Anliegen der grösseren MigrantInnengruppen auf und trägt mit Initiativen im Generationenbereich – *Genera(k)tionen* – zur Bewahrung und Stärkung einer vielfältigen Mehrgenerationengesellschaft bei. Diese Anstrengungen soll die Stadt weiterführen und in der Öffentlichkeit noch breiter bekannt machen.

⁴¹ Stadt Bern / Alters- und Versicherungsamt (2009): Die Alterspolitik der Stadt Bern, Kurzfassung, Bern.

Die Gespräche in den Fokusgruppen haben gezeigt, dass die von der Stadt installierten Mitwirkungsinstrumente – *Rat für Seniorinnen und Senioren*, *Fachkommission für Altersfragen*, städtisches *Altersforum*, *Arbeitsgruppe Alter & Migration* – wenig bekannt sind. Es sollte daher alles getan werden, diese Gremien und Austauschplattformen öffentlich besser bekannt zu machen: Sie sind einerseits für das Zusammenspiel der gesellschaftlichen Kräfte wichtig, andererseits vermitteln ihre Mitglieder durch ihre Leistungen und die Ergebnisse ihrer gemeinsamen Arbeit andere Bilder von älteren Frauen und Männern als die gewohnten, zum Teil defizitorientierten. Die kontinuierliche Information über Ressourcen und Leistungen älterer Frauen und Männer trägt dazu bei, stereotype Altersbilder in der Öffentlichkeit zu verändern.

- Die Stadt führt ihre Öffentlichkeitsarbeit in den Bereichen Generationen, Migration kontinuierlich fort und verstärkt die Vernetzung mit Organisationen in diesem Bereich.
- Die Stadt macht ihre Mitwirkungsorgane und deren Leistungen öffentlich besser bekannt.

Empfehlung 2:

Die Stadt fördert und unterstützt die Integration von gerontologischen Erkenntnissen in Planungsfragen.

Damit ältere Bevölkerungsgruppen sich sicher im öffentlichen Raum bewegen, am gesellschaftlichen Leben partizipieren und soziale Kontakte pflegen können, müssen gewisse Bedingungen erfüllt sein. Im Vordergrund stehen Sicherheitsfragen, soziale Aspekte sowie eine benutzungsspezifische Kommunikation.

Neue Verkehrsführungen zwingen die Verkehrsteilnehmenden dazu, sich mit ungewohnten Verhältnissen zu arrangieren. Damit dies gelingt, sind sowohl eindeutige Ausschilderungen als auch eine generell breite Kommunikation der Neuheiten nötig. Die Antworten der befragten Personen weisen auf diesbezügliche Anpassungsschwierigkeiten hin – gleichzeitig erwähnten mehrere Personen gute Erfahrungen mit direkter Informationsvermittlung (z.B. Vortrag und Präsentation von Fachleuten). Dieses Potenzial sollte, gemeinsam mit SeniorInnen- und/oder Quartierorganisationen, für zielgruppenspezifische Informationsvermittlung genutzt werden.

- Die zum Teil bereits bestehende Zusammenarbeit mit Senioren-, Quartierorganisationen und Kirchengemeinden zu Planungsfragen wird von den zuständigen städtischen Stellen weiter geführt und allenfalls erweitert.
- Neuerungen im öffentlichen Raum – z.B. neue Verkehrsführung, Einführung Begegnungszonen – verlangen von den Verkehrsteilnehmenden zum Teil grosse Anpassungsleistungen. Diesen Prozessen ist mit spezifischer Information und benutzungsgerichteter Informationsvermittlung Rechnung zu tragen.
- Das Angebot an Sitzgelegenheiten und öffentlichen WC-Anlagen wird erhöht.

- Die Strassenbeleuchtung im Bereich von Treppen und Plätzen wird überprüft und wo nötig verbessert.
- Die Stadt fördert die Montage von Bewegungsmeldern in Eingängen von Privathäusern und Firmen – bessere Beleuchtung der Hauseingänge fördert die Sicherheit im Quartier.

Empfehlung 3:

Die Stadt fördert und unterstützt altersgerechte Wohnangebote.

Das selbständige Wohnen ist für die befragten Personen von zentraler Bedeutung. Damit bestätigen sie die Richtigkeit dessen, was die Stadt bereits vollzogen hat. In ihren Grundätzen zur Alterspolitik nennt sie als ersten Punkt ihrer strategischen Ausrichtung, dass ältere Menschen so lange als möglich und sinnvoll zu Hause leben können. Mit entsprechenden ambulanten Angeboten kann der Verbleib im eigenen Zuhause ermöglicht werden. Ebenfalls erkannt ist die Tatsache, dass es auf Stadtgebiet zu wenig altersgerechte Wohnungen gibt. In der Publikation *Wohnstadt Bern 2012* schreibt der Gemeinderat, die Zunahme von altersgerechtem und barrierefreiem Wohnraum sei ein wichtiges Thema der Zukunft: „Er muss in genügendem Umfang und in den benötigten Preissegmenten zur Verfügung stehen.“ (S. 9) In den Fokusgesprächen ist zudem deutlich geworden, dass sich einige neben der aktuellen Wohnsituation und dem Alters- und Pflegeheim noch weitere Wohnformen vorstellen können. Auch in diesem Punkt zeigt die Stadtverwaltung Offenheit. Sie macht es sich zum Anliegen, eine Vielfalt von Wohnformen zu fördern.

Vieles ist vorderhand noch Programm, das der Umsetzung harrt. Doch es gibt Anliegen, die rasch und ohne grosse Investitionen verwirklicht werden können:

- Vermieterinnen und Vermieter werden darauf aufmerksam gemacht, wie sie bei anstehenden Renovierungen altersgerechte Massnahmen umsetzen können. Die Stadt stellt ihnen und den ausführenden Architekturbüros dafür eine Checkliste zur Verfügung und weist sie auf bestehende Literatur und Beratungsstellen hin.
- Vermieterinnen und Vermieter werden dafür sensibilisiert, dass sie für ältere, langjährige MieterInnen Lösungen suchen, die auch bei umfassenden Renovations- und Sanierungsarbeiten den Verbleib in der Wohnung ermöglichen.
- Die zuständigen Stellen in der Stadt bemühen sich um konstruktive und innovative Lösungen, wenn es darum geht, denkmalpflegerische und altersgerechte Ansprüche in Übereinstimmung zu bringen (z.B. bei Einbauten von Liften).
- Das AVA lässt ein Konzept für eine mobile Ausstellungseinheit zu Wohnen im Alter erstellen und sucht Organisationen, welche die Umsetzung eines entsprechenden Projektes mitfinanzieren. Diese Ausstellungseinheit wird in möglichst vielen Quartierzentren, Kirchgemeinden und Pfarreien gezeigt. Sie setzt sich zum Ziel, das Fachwissen zu Wohnen im Alter möglichst breit zu streuen und die Diskussion über verschiedene Wohnformen anzuregen.

- Das städtische Organ *WohnstadtBern* ist ein wichtiges Informationsgefäss in Sachen städtischer Wohnbaupolitik. Wie etwa die Nummer 15 zeigt (August 2009) finden sich hier auch wichtige Informationen zu Alterswohnungen. Die Abteilung Stadtentwicklung und das AVA sorgen dafür, dass Interessierte auf dieses Organ aufmerksam gemacht werden.

Empfehlung 4:

Im öffentlichen Verkehr werden alle Möglichkeiten ausgeschöpft, um die Mobilität der älteren Bevölkerungsgruppen aufrecht zu erhalten.

Wie Umfrage und Fokusgespräche zeigen, schätzen und nützen die Befragten den öffentlichen Verkehr sehr. Sie sind dafür Fachleute und haben dementsprechend genau beobachtet, welche Veränderungen ihnen dienlich sind und was Schwierigkeiten bereitet. Sehr geschätzt werden beispielsweise die Niederflerbusse und -trams. Einmal an die praktischen Einstiege gewöhnt, lassen offensichtlich viele Personen alte Wagen passieren und nehmen die nächsten neuen. Je mehr Niederflerbusse und -trams zirkulieren, desto geringer ihre Wartezeiten. Denn an verschiedenen Stationen ist es für die Wartenden ungemütlich: zum Teil fehlen Schutzvorrichtungen gegen Wind und Regen, zum Teil sind die Bänke verschmutzt und die Station unordentlich. Auf sie zugeschnittene Serviceleistungen scheinen vielen Leuten unbekannt zu sein, beispielsweise das gepflästerte Quadrat auf der Höhe der Führerstände, das seh- oder gehbehinderten Personen das Einsteigen insofern erleichtert, als der Chauffeur, die Chauffeuse den Vorgang bis zum Absitzen überwachen können.

- Bernmobil prüft die Beschriftung von Sitzplätzen in Trams und Bussen, die seh- oder gehbehinderten sowie Personen vorbehalten sind, die aus Sicherheitsgründen gerne sitzen möchten.
- Bernmobil überprüft die elektronischen Anzeigen (rot auf schwarz), die für Sehbehinderte schwer lesbar sind und bietet die gedruckten Linienfahrpläne zusätzlich in grösserer Schrift an.
- Bernmobil hängt die Netz- und Fahrpläne an allen Stationen so aus, dass sie gut lesbar sind: Sie dürfen nicht zu hoch hängen und müssen auch bei Dämmerung/Dunkelheit lesbar sein.
- Bernmobil verbessert die Sicherheit und Zirkulation älterer Personen im Bereich Bahnhof/Loeb mit Umsteigehelferinnen und -helfer.
- Bernmobil richtet die Aufforderung „Reden Sie mit uns“ spezifisch an die älteren Bevölkerungsgruppen und geht direkt zu den Leuten, um ihre Meinungen und Wünsche zu erfahren.
- Bernmobil verstärkt die benutzerorientierte Information über ihre Serviceleistungen.

Empfehlung 5:

Die Stadt fördert gemeinsam mit Freiwilligenorganisationen innovative Ansätze zur Rekrutierung Freiwilliger für begleitete Aktivierungsangebote, die zu einer guten Lebensqualität von älteren, auf Begleitung oder Betreuung angewiesenen Personen beitragen.

In Alters- und Pflegeheimen, aber auch in Privathaushalten leben Frauen und Männer, deren Möglichkeiten zur Partizipation an gesellschaftlichen und kulturellen Angeboten sowie am sozialen Austausch aufgrund ihres Gesundheitszustandes zum Teil stark eingeschränkt sind. Aus der Gerontopsychologie ist gleichzeitig bekannt, dass sowohl Erlebnisfähigkeit als auch Emotionalität bei Krankheiten erhalten bleiben. Allerdings fehlen im Alltag oft die Gelegenheiten für Erlebnisse und Abwechslung. In Alters- und Pflegeheimen ist die Nachfrage nach begleiteten Aktivierungsangeboten grösser als die zeitlichen Ressourcen der verfügbaren Freiwilligen, Familienangehörigen und professionellen Mitarbeitenden. Dies bestätigt die im Rahmen dieser Erhebung befragte Domicil-Mitarbeiterin. Ähnlich präsentiert sich die Situation aus Sicht der ebenfalls befragten Spitex-Mitarbeiterin im privaten Bereich: Auch hier besteht gemäss ihrer Einschätzung ein grosser Bedarf an Alltagsbegleitung – und an Freiwilligen. Die professionell erbrachten Dienste sind von den meisten in Privathaushalten lebenden Personen schon aus Kostengründen nicht im wünschbaren Ausmass zu beziehen.

- Die Stadt unterstützt begleitete Aktivierungsangebote (für privat und in Institutionen lebende Personen) und sensibilisiert die Öffentlichkeit für diese Dienstleistung Freiwilliger.
- Die Stadt unterstützt alle diesbezüglichen Bemühungen und Aktivitäten von Organisationen wie Spitex, Rotes Kreuz und Pro Senectute sowie von Freiwilligenorganisationen (Benevol), Quartierorganisationen und Kirchgemeinden und fördert deren Vernetzung und Zusammenarbeit.
- Die Stadt Bern prüft, wie sich Zivildienstleistende vermehrt in Alltagsbegleitung integrieren lassen.

Empfehlung 6:

Die Stadt fördert die kulturelle Partizipation der älteren Bevölkerung.

Partizipation findet in breitgefächerten Tätigkeitsfeldern statt – einige davon kommen in diesem Bericht ausführlich zur Sprache. Im Bereich der kulturellen Partizipation zeigt sich, dass ihr Sicherheits-, bzw. Unsicherheitsempfinden etliche Personen vom abendlichen Ausgang abhält. Begleiteter Ausgang könnte die Sicherheit ebenso erhöhen wie ein Angebot nach dem Vorbild des SRK-Fahrdienstes oder des Festtagsfahrdienstes „Nez rouge“.

Der Besuch kultureller Angebote sollte allen Interessierten möglich sein – seien diese nun selbständig oder auf Begleitung angewiesen.

- Die Stadt fördert die kulturelle Partizipation, indem sie ein kostengünstiges und auch abends verfügbares Fahrdienstangebot schafft, beziehungsweise den Ausbau eines bestehenden Fahrdienstes prüft und unterstützt. Er richtet sich insbesondere an Personen, die auf Begleitung angewiesen sind oder abends aus Sicherheitsgründen einen Fahrdienst in Anspruch nehmen möchten.

Empfehlung 7

Die Stadt fördert, unterstützt und erweitert zum Nutzen der älteren Bevölkerung die Vernetzung und die Zusammenarbeit der Akteurinnen und Akteure in den Bereichen Alter, Migration, Soziales, Gesundheit/Prävention, Kultur.

Wenn Zeit-, Finanz- und Arbeitskraftressourcen kleiner werden, gewinnen Zusammenarbeit und Vernetzung an Bedeutung. Mit der *Untersuchung von Schnittstellen im Altersbereich der Stadt Bern* hat die Stadt bereits 2009 erhoben, wie die Akteurinnen und Akteure im Alters- und Gesundheitsbereich zusammenarbeiten und wo Handlungsbedarf besteht. Der Spardruck der öffentlichen Hand und die aufgrund sinkender Steuereinnahmen zum Beispiel der Gesamtkirchgemeinde Bern absehbaren Budgetumverteilungen können das aktuell breit gefächerte sozio-kulturelle Angebot in den Quartieren gefährden. Die Stadt sollte ihren Einfluss geltend machen und die Zusammenarbeit unter den Anbietenden fördern und/oder dazu Impulse geben. Ein Beispiel dafür sind die in Zusammenarbeit mit Quartierzentren durchgeführten Genera(k)tionen-Projekte.

Empfehlung 8:

Der Gemeinderat setzt eine verwaltungsinterne Arbeitsgruppe ein, in der alle Verwaltungseinheiten vertreten sind, die zur Altersfreundlichkeit der Stadt beitragen können.

Die Stadt Bern ist in der Schweiz bezüglich Formulierung und Umsetzung von alterspolitischen Anliegen eine Pionierin.. Altersfragen sind eine klassische Querschnittaufgabe, zu der alle Direktionen der Stadt beitragen können. Eine interne Arbeitsgruppe unter der Leitung des AVA sorgt dafür, dass alle vom Fachwissen des AVA profitieren und dem AVA seinerseits die Expertise aus andern Feldern zur Verfügung steht. Zur Erarbeitung von Massnahmen und zu deren Umsetzung werden alle betroffenen Direktionen einbezogen.

9 Anhang

9.1 Kritik und Anregungen

Bei der Beantwortung des Fragebogens haben zahlreiche TeilnehmerInnen die Möglichkeit wahrgenommen, den aus ihrer Sicht bestehenden Handlungsbedarf und Anregungen zu notieren. Zudem wurden sie in den Fokusgesprächen nach Kritik und Wünschen gefragt – oder sie äusserten spontan den einen oder anderen Wunsch. In der folgenden Liste sind diese Hinweise zu den Bereichen Verkehr, Wohnen, Angebote/Dienstleistungen zusammengestellt. Den Abschluss bildet eine Zusammenstellung von Wünschen und Meinungen.

Verkehr

Kritik	Durch die neue Verkehrsführung im Gebiet Länggasse, bzw. durch die Schliessung der Halenstrasse kann der Parkplatz in der Nähe des „Glasbrunnen“ nicht mehr benützt werden. Damit ist es für Gehbehinderte und RollstuhlfahrerInnen nicht mehr möglich, die Spazierwege in diesem Gebiet zu benutzen.
Anliegen	Motorisierten Zugang bis zum Parkplatz gewährleisten Strasse belassen und nicht renaturieren
Kritik	Die Überquerung der Bremgartenstrasse ist stark erschwert wegen des Mehrverkehrs infolge Schliessung der Halenstrasse
Kritik	Bushaltestelle Länggasse: Langer und ansteigender Weg von Endstation zu Lindenhospital ist beschwerlich für gehbehinderte (ältere) Personen, z.B. mit Stöcken
Anliegen	Bushaltestelle direkt vor dem Lindenhospital; Ringbus
Kritik	Bushaltestelle Rossfeld: Zu langer Weg für FussgängerInnen von Bushaltestelle Rossfeld bis Kirche (ca. 20 Minuten). Die Alternative – zu Fuss von der Tiefenau her zur Kirche – ist zwar kürzer, aber sehr steil. Der Besuch von Veranstaltungen in der Kirche ist für Gäste in- und ausserhalb des Quartiers erschwert, für Gehbehinderte, RollstuhlfahrerInnen oder geschwächte Personen zum Teil unmöglich. Es bleibt immerhin der SRK-Fahrdienst.
Kritik	Nicht gut oder gar nicht gewartete Quartierstrassen, bzw. Trottoirs, z.B.: Neufeldstrasse, Simonstrasse („Stutz“).
Kritik	Beleuchtung: Zu weit auseinander stehende Strassenlampen, z.B.: Beaulieurain, Simonstrasse Zu wenig Beleuchtung auf dem Hügel nahe der Friedenskirche – bessere und mehr Beleuchtung an verschiedenen Stellen hat zu einem Rückgang der Einbrüche im Quartier geführt Es fehlt eine Strassenlampe oberhalb der Bushaltestelle Manuelstrasse, bei der Kreuzung

	<p>Manuelstrasse-Egghölzlistrasse</p> <p>Die Treppe zwischen Wyttenbachstrasse und Pension „Marthahaus“ ist schlecht beleuchtet; unten an dieser Treppe ist der Platz dunkel, es hat keine Strassenlampe und kein Licht in den privaten Hauseingängen und bei beim Gebäude der Versicherungsgesellschaft</p> <p>Im Dunkeln findet man Adressen oft nicht, weil viele Hauseingänge nicht beleuchtet sind. Durchgängen im Quartier; hat es zu wenig Licht; regelmässig werden Lampen zerstört</p> <p>Reduktion der Strassenbeleuchtung in den Quartieren geschieht zum Teil zu früh</p>
Anliegen	<p>Generell mehr und besseres Licht an Orten, wo man stürzen kann (z.B. Treppen)</p> <p>Mehr Licht bei Eingängen zu Privathäusern</p> <p>HausbesitzerInnen sollen Eingänge beleuchten, dies würde das Sicherheitsgefühl in den Quartierstrassen erhöhen</p> <p>Neue Beleuchtungstechniken sollten genutzt werden</p> <p>Die Strassenbeleuchtung in den Quartieren soll nicht vor 24 Uhr reduziert werden</p>
Kritik	<p>VelofahrerInnen missachten Regeln, überfahren Rotlichter (z.B. Bundesgasse), fahren auf dem Trottoir (z.B. Sulgeneckstrasse), im Schänzlipark (Kleine Schanze)</p>
Anregung	<p>Bessere optische Trennung von Velowegen und Fussweg, z.B. mit unterschiedlichen Farben, unterschiedlicher Asphaltierung, Bodenbelag oder Zaun</p>
Kritik	<p>Veilchenhubel (bei Friedenskirche): Kinderspielplatz mit vielen Bänken und grossen Linden ist zeitweise ein Drogenumschlagplatz und sorgt für Verunsicherung bei den AnwohnerInnen</p>
Kritik	<p>Hausnummern sind zu klein oder verwittert, damit schlecht lesbar, z.B. Hochhäuser im Wittikofen</p>
Kritik	<p>Haltestelle Thunplatz (Bus 19, 28) hat kein Dach; die Bänke sind schmutzig</p> <p>Tramhaltestelle und Bänke Breitenrainplatz: Niemand benützt die „grusigen“ Bänke, der Platz ist unordentlich</p>
Kritik	<p>In der Matte ist der Verkehr zu schnell</p>
Kritik	<p>Es fehlt ein Fussgängerstreifen zur Überquerung des viel befahrenen Viktoriarains auf der Höhe „Viktoriaheim“.</p>
Anliegen	<p>Gewünscht ist ein Fussgängerstreifen im Gebiet „Viktoriaheim“, weil die Strasse dort unübersichtlich ist.</p>
Kritik	<p>Unsichere Orte/heikle Bereiche sind vor allem abends: Bahnhof-Bollwerk, Reitschule, Breitenrainplatz</p>
Kritik	<p>Bahnhof Bümpliz Nord: dunkel, unsicher; es fehlt eine Rampe, der Lift ist mangelhaft</p>

Anliegen	Unbedingt bessere und mehr Beleuchtung; andere Bahnhöfe haben Rampen, Glaslichte usw.
Kritik	Bahnhof Ausserholligen: „Horrorbahnhof“, „ein Loch“, verursacht Gefühle der Unsicherheit, es herrscht eine unheimliche Atmosphäre; zu grosser Abstand zwischen Perron und Zugseinstieg ist gefährlich
Kritik	Europaplatz: Unbelebt, unheimliche Atmosphäre
Kritik	Fehlende Fussgängerstreifen im Bereich Schwanengasse-Bahnhofplatz
Kritik	Im Bereich Bahnhof-Loeb überragen zu lange Tramzüge die Traminseln auf beiden Seiten und verursachen dadurch lange Umwege. Für ältere Personen heisst das oft: Sie verpassen wegen der kurzen Umstiegszeiten den Bus/das Tram.
Kritik	Unklare Trennung Strassenverkehr-Fussgängerbereich im Bereich Theaterplatz-Casinoplatz, Helvetiaplatz; Rechte der Fussgänger unklar; Fussgängerstreifen fehlen

Wohnen

Kritik	Im Bereich Aaregg / Tiefenaustrasse sind die Häuser nicht rollstuhlgängig: So haben die Mehrfamilienhäuser (bis auf vielleicht eine Ausnahme) keine Lifte und sind nur über Stufen (Hochparterre) zu betreten. (Situation im Bereich Rossfeld ist unklar.)
Anliegen	Auskunfts- und Vermittlungsstelle für Leute, die Liegenschaften für alternative Wohnformen im Alter suchen Städtische Förderung alternativer Wohnformen, u.a. durch Vermittlung von Liegenschaften an Personen, die gemeinschaftliche Wohnformen umsetzen wollen Aufklärungs- und Sensibilisierungsarbeit der Stadt für die unterschiedlichen Wohnformen im Alter

Angebote / Dienstleistungen

Kritik	BernMobil Einstiegszeiten zu kurz – verbreitete Angst davor, eingeklemmt zu werden Zu lange Umstiegswege und zu kurze Umstiegszeiten am Bahnhof Zu wenige Sitzplätze unter dem Baldachin, Hauptbahnhof Netzpläne und z.T. Fahrpläne an den Stationen hängen zu hoch Elektronische Anzeigen rot auf schwarz schlecht lesbar (v.a.) für sehbehinderte Personen Schriftliche Linienfahrpläne sind in zu kleiner Schrift gedruckt ÖV nach 20 Uhr zu wenig dicht
--------	--

Anliegen	Schriftliche Linienfahrpläne zusätzlich in grösserer Schrift HelferInnen zum Umsteigen beim Hauptbahnhof und Loeb In Bus und Tram gekennzeichnete Sitzplätze für ältere und behinderte Passagiere Billiettentwerter im Tram, im Bus
Kritik	RBS Halle Bahnhof: Es sind zu viele Stühle entfernt worden, Sitzgelegenheiten zu knapp
Kritik	Spitex-Tarife: kompliziert, schwer verständlich, was PatientIn, was Krankenkasse bezahlt.
Anliegen	Mehr den Kundengruppen angepasste Informationen (z.B. Muttersprache, Info MigrantInnenbevölkerung)
Kritik	Pro Senectute Turnangebot für Männer wegen zu geringer Beteiligung eingestellt
Anliegen	Seniorenturnen im Quartier Rossfeld-Felsenau wieder anbieten
Anregungen	„nimmergrün“ Bekannt machen via Publikationen / Inserate im „Anzeiger“, auflegen in Kirchengemeindehäusern, Bestellschein der Post an Pensionierte beilegen Broschüre ist eine Art Branchenverzeichnis und auch für Jüngere nützlich – sollte eventuell nicht ausschliesslich bei Älteren verteilt werden. „nimmergrün“ wird verstanden als Ergänzung von quartierbezogenen „Führern“, z.B. als Ergänzung des 2009 erschienenen „Quartierhandbuch für Bümpliz-Bethlehem“
Kritik	Telefonnummer Stadtverwaltung ist im Telefonbuch nur schwer zu finden.

Wünsche und Meinungen

Mehr Sitzmöglichkeiten im öffentlichen Raum, z.B. im Bahnhof, bei Haltestellen von Tram und Bus

Mehr öffentliche WC-Anlagen

Sichere Fussgängerübergänge mit entsprechend längeren Grünphasen

Mehr Kurse fürs eigene Sicherheitsgefühl: wie man sich im öffentlichen Raum verhalten soll, damit man sich sicherer fühlt (schreien, Selbstverteidigung)

Individuelle Wünsche nach Begleitung im Alltag: spazieren gehen, Ausflüge, Museumsbesuche usw.

Treffpunkt für ältere Personen: Haus mit vielen Möglichkeiten im Quartier, wie früher die Jugendhäuser

Mehr Zentren in den Unterquartieren, wie das „Punto, die andere Quartierbeiz“ oder der „Murifeldtreff“ (Quartierarbeit) und andere Lokalitäten, „wo man hingehen kann, wo man sich trifft, etwas Spannendes hören und mitbekommen kann“.

Mehr Begegnungs- und Kontaktmöglichkeiten, wie die Sitzbänke beim Schachspiel, die so angeordnet sind, dass man Kontakt miteinander haben kann. „Das wäre überhaupt freundlich – nicht nur altersfreundlich.“

Spiel- und Begegnungsstrassen erweitern mit Angeboten, die auch ältere Personen ansprechen, z.B. mit Schach usw.

Beaufsichtigte öffentliche Anlage mit Spiel- und Sportgeräten prüfen, zugeschnitten auf Bewegungsbedürfnisse älterer Personen (Beispiel Meyrin)

Begleitservice à la „Nez rouge“ für den abendlichen Heimweg nach dem Besuch von Veranstaltungen in der Innenstadt

3-Taxigutscheine pro Jahr für den abendlichen Heimweg nach dem Besuch von Veranstaltungen in der Innenstadt

Hallenbad im Rossfeldheim sollte öffentlich zugänglich sein; Interesse vorhanden

Eine Vertretung des Quartiers 3027 im Seniorenrat

Gute Generationenmischung in den Quartieren

Das Projekt „Zwäg ins Alter, präventive Hausbesuche“ für einsame Personen soll unterstützt und gefördert werden.

Ausbau der Angebote für Demenz kranke Personen

Mehr preisgünstige Altersheim-Plätze

Genereller Wunsch nach genügend Pflegeplätzen sowie nach genügend und gut ausgebildetem Personal

Gratisinfos / Kurse über die Bedienung von Billettautomaten und Handys, vielleicht in Zusammenarbeit mit SchülerInnen

Nächstgelegene ÖV-Stationen nennen bei allen Hinweisen auf Veranstaltungen, Angebote, Beratungsstellen, Treffpunkte usw.

Weniger Demos am Samstag in der Innenstadt – schwierig, wenn man mit Grosskindern unterwegs ist

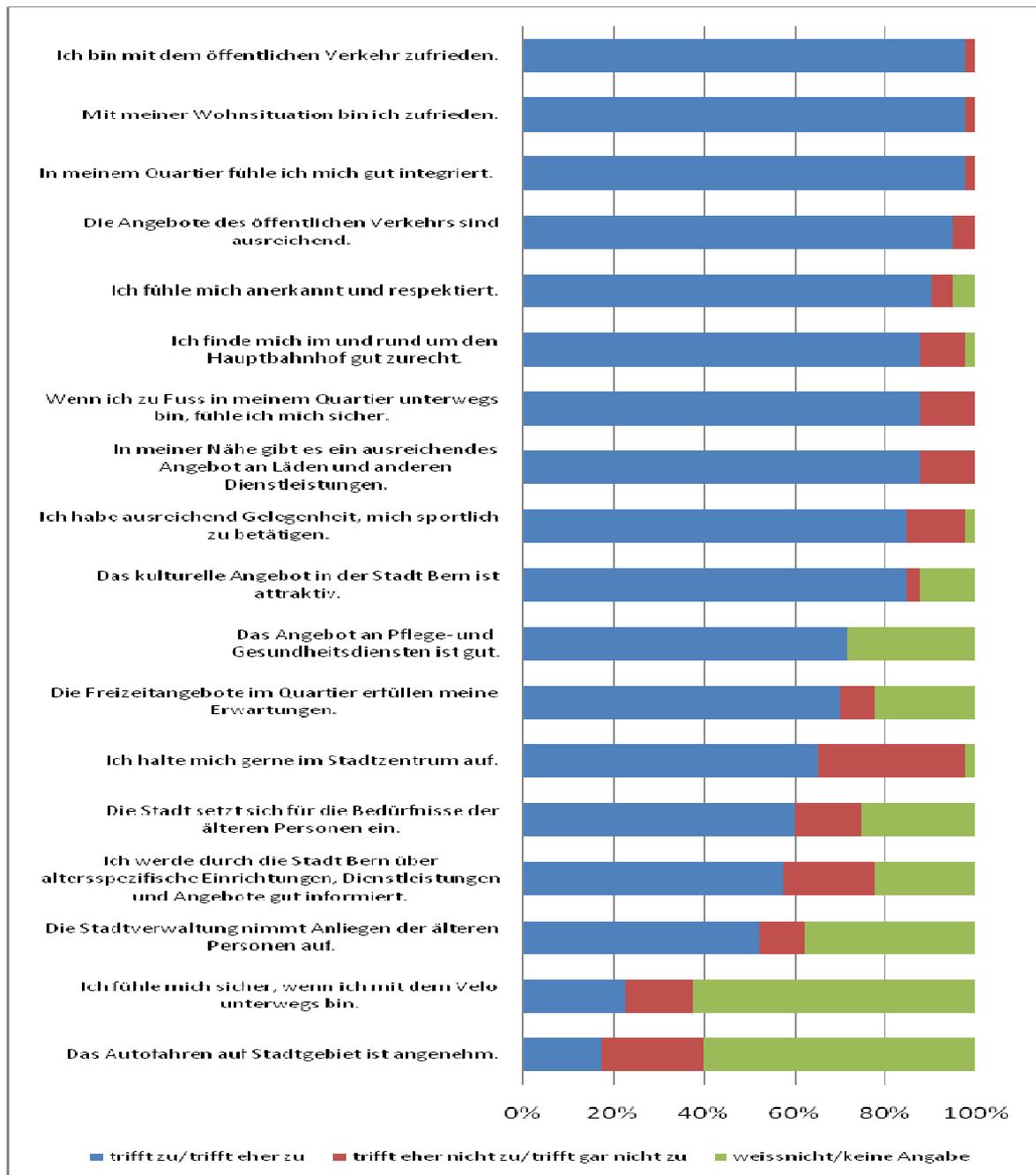
PolizistInnen mit Velos / Elektrovelos in den Quartieren (v.a. abends), damit sie ansprechbar sind und selber mehr sehen

Mehr Trottoirreinigung im Herbst (nasse Blätter) wegen Sturzgefahr

Alterspolitik der Stadt Bern ist gut, wird aber zu wenig wahrgenommen und zu wenig bekannt gemacht

9.2 Zusammenfassende Beurteilung

Abbildung 24 Zusammenfassende Beurteilung (Illustration zu Abschnitt 8 des Fragebogens)



N=39-40

9.3 Fragebogen

Wie altersfreundlich ist die Stadt Bern?

Fragen an Bewohnerinnen und Bewohner

Das Ziel der Befragung

Rund ein Fünftel der Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt Bern ist 65-jährig oder älter. Dem Stadtrat, dem Gemeinderat und der Stadtverwaltung ist es ein Anliegen, ein Umfeld zu bieten, das es ihnen ermöglicht, sich in den Quartieren und in der Innenstadt sicher und unabhängig zu bewegen und am Stadtleben in möglichst vielfältiger Form teilzuhaben. Die Planung von öffentlichen Räumen, Verkehrsflächen, Gebäuden und von Dienstleistungen soll auf die Lebenssituationen, in denen sich ältere Männer und Frauen befinden, Rücksicht nehmen. Um dies erfüllen zu können, ist die Stadtverwaltung darauf angewiesen, die Bedürfnisse der älteren Personen möglichst genau zu kennen.

Gegenstand der Befragung

Wir bitten Sie um Ihre Meinung zu Fragen

- der Ausgestaltung des öffentlichen Raums,
- des Verkehrs,
- des Wohnens,
- der Teilnahme am öffentlichen Leben,
- der Dienstleistungen sowie
- der Information.

Am Schluss des Fragebogens bitten wir Sie um einige Angaben zu Ihrer Person.

Für eine bedürfnisgerechte Planung braucht es möglichst detaillierte Angaben. Deshalb ist es nicht zu vermeiden, dass wir viele Fragen an Sie haben.

Die Befragung orientiert sich an einem Modell der Weltgesundheitsorganisation WHO; es wurde weltweit zusammen mit 33 Städten entwickelt. Aus der Schweiz hat die Stadt Genf mitgemacht.

Was geschieht mit den Ergebnissen?

Das WHO-Modell sieht vor, dass Vertreterinnen und Vertreter der älteren Bevölkerung in verschiedenen Gesprächsgruppen zu ihren Erfahrungen befragt werden.

Ihre schriftlichen Antworten dienen dazu, diese Gruppengespräche vorzubereiten. **Wir möchten von Ihnen wissen, was aus Ihrer Sicht in der Stadt Bern gut organisiert ist und wo Sie der Schuh drückt.**

Falls Sie daran interessiert sind, wird das Alters- und Versicherungsamt (AVA) Ihnen den Schlussbericht gerne zuschicken.

Wer nimmt an der Befragung teil?

Sie sind eine der rund 50 Personen, die das AVA der Stadt Bern in Zusammenarbeit mit dem SeniorInnenrat für die Gesprächsrunden ausgewählt hat. Diese Gruppengespräche werden quartierweise und in ihrer Nähe durchgeführt. Es werden jeweils rund 8 Personen daran teilnehmen. **Ihre Stimme ist also ganz wichtig.**

Die Durchführung

Wir sind Ihnen dankbar, wenn Sie uns den Fragebogen bis spätestens am **Mittwoch, 9. Dezember 2009**, zurückschicken. Für die Gruppengespräche im Januar 2010 werden Sie eine separate Einladung erhalten.

Datenschutz

Die Angaben aus den Fragebögen und Ihre Diskussionsbeiträge in den Gruppengesprächen werden im Schlussbericht anonymisiert. Es werden keine Rückschlüsse auf Ihre Person möglich sein. Der Schlussbericht wird im Frühjahr 2010 erscheinen.

Wie viel Zeit benötigt das Ausfüllen des Fragebogens?

Um die Fragen zu beantworten, brauchen Sie rund 45 Minuten.

Welche Fragen sollen Sie beantworten?

Damit ein möglichst vollständiges Bild entsteht, ist es wichtig, dass Sie möglichst alle Fragen beantworten, die wir Ihnen stellen.

Wie sollen Sie den Fragebogen ausfüllen?

Der Fragebogen besteht hauptsächlich aus Aussagen. Wir bitten Sie, diese zu bewerten. Es ist uns ein Anliegen, dass Sie dabei auf Erfahrungen zurückgreifen, die Sie selbst im Alltag machen. Die meisten Aussagen beziehen sich auf die Situation in Ihrem Wohnquartier.

Bei der Bewertung der Aussagen haben Sie jeweils die Wahl zwischen den folgenden Möglichkeiten: trifft zu, trifft eher zu, trifft eher nicht zu, trifft gar nicht zu. Vielleicht ist es manchmal nicht ganz einfach, sich für eine dieser vier Varianten zu entscheiden. Sie tragen zur Qualität der Resultate bei, wenn Sie Ihre Kreuze **in** den vorgesehenen Spalten machen.

Die Antwort „weiss nicht“ bietet sich dann an, wenn Sie zu einem Thema keine eigenen Erfahrungen haben.

Ihre Kommentare und Ihre zusätzlichen Informationen sind uns sehr willkommen!

Am Schluss des Fragebogens finden Sie dafür den entsprechenden Platz.

Brauchen Sie weitere Informationen?

Wenn Sie zusätzliche Informationen zum Ausfüllen des Fragebogens wünschen, wenden Sie sich bitte an Gerlind Martin (031 333 50 33, gerlind.martin@puncto.ch) oder an Elisabeth Ryter (031 331 71 37, elisabeth.ryter@bluewin.ch). Das Alters- und Versicherungsamt (AVA) der Stadt Bern hat die beiden selbständigen Sozialwissenschaftlerinnen beauftragt, diese schriftliche Befragung und die Gruppengespräche durchzuführen.

Wenn Sie mehr wissen möchten zum ganzen Vorhaben, dann wenden Sie sich an Nicole Stutzmann (031 321 63 65, nicole.stutzmann@bern.ch) vom AVA. Sie ist die Projektleiterin.

Wohin mit dem ausgefüllten Fragebogen?

Den von Ihnen ausgefüllten Fragebogen senden Sie bitte an Gerlind Martin und Elisabeth Ryter. Am besten verwenden Sie das beiliegende Couvert. Es ist bereits adressiert und frankiert.

Für Ihre Bereitschaft, an der Befragung teilzunehmen, danken wir Ihnen ganz herzlich!

Gerlind Martin und Elisabeth Ryter
Optingenstrasse 54
3013 Bern

1 Öffentlicher Raum und Gebäude

1.1 Öffentlicher Raum – zu Fuss unterwegs

Stellen Sie sich vor, Sie verlassen Ihre Wohnung, um in Ihrem Quartier einen Spaziergang zu machen, um einzukaufen oder um jemanden zu besuchen: Wie bewerten Sie – aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen – die folgenden Aussagen?

(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
Die Trottoirs sind hindernisfrei.	16	15	6	1	0	1	1	1
Die Bordkanten sind langsam abfallend.	12	15	11	0	1	1	0	2
Die Velowege sind von den Gehwegen getrennt.	9	5	9	12	3	2	0	3
Es gibt genügend Fussgängerstreifen mit Ampeln.	18	10	6	3	1	2	0	4
Die Überquerungszeit ist auch für Personen mit Einschränkungen lang genug.	8	13	12	3	1	3		5
Es gibt genügend Grünflächen oder Parks in meinem Quartier.	28	6	4	1		1		6
Es gibt genügend Spazierwege.	21	7	7	3	1	1		7
Es hat auf den Grünflächen und an den Spazierwegen ausreichend Ruhebänke.	11	13	5	8	1	2		8
Grünflächen und Spazierwege sind gut unterhalten.	21	15			2	2		9
Es gibt genügend öffentliche WC-Anlagen.	1	1	13	20	5			10
Die Strassenbeleuchtung ist gut.	17	14	8			1		11
Auch wenn es Schnee oder Eis hat, kann ich mich zu Fuss sicher bewegen.	3	14	13	9		1		12
Die Polizei ist in meinem Quartier präsent.	5	6	14	8	5	2		13

1.2 Einkaufen, Dienstleistungen benützen

Stellen Sie sich vor, Sie gehen in Ihrem Quartier einkaufen oder Sie suchen ein öffentliches Gebäude auf: Wie bewerten Sie – aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen – die folgenden Aussagen?

	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)								
Die Läden für den täglichen Bedarf sind leicht erreichbar.	32	6	1			1		14
Die Läden liegen nahe beieinander.	26	4	6	1	1	1	1	15
Es gibt einen gut funktionierenden Hauslieferdienst.	9	4		3	22	1	1	16
Dienstleistungen – z.B. Post, Bank, die Coiffeuse oder der Coiffeur, die Hausärztin oder der Zahnarzt, das Quartierzentrum, die Bibliothek – sind gut erreichbar.	28	7	3	2				17
Die öffentlichen Gebäude sind gut lesbar angeschrieben.	20	10	4		1	5		18
Muss in der Wohnung bzw. im Haus etwas repariert werden, finde ich die Handwerkerinnen oder Handwerker in meinem Quartier.	16	8	4	2	9	1		19
Läden und andere Dienstleistungsangebote sind gut zugänglich (z.B. mit Rampe, Treppengeländer, Lift, Rolltreppe).	20	16			3	1		20
Die Beleuchtung ist gut.	1	24	13	2				21
Es gibt genügend Sitzgelegenheiten zum Ausruhen.	9	4	17	7	2	1		22
Es hat ausreichend Toiletten.	2	1	8	22	6	1		23

2 Transport und Mobilität

2.1 Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs

Stellen Sie sich vor, Sie benutzen in Ihrem Quartier die öffentlichen Verkehrsmittel (Tram, Bus, S-Bahn, Taxi). Wie bewerten Sie – aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen – die folgenden Aussagen?

(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
Tram, Bus oder S-Bahn sind leicht erreichbar.	33	7	0	0	0	0	0	24
An der Haltestelle ein Billett zu lösen, bietet keine Probleme.	23	9	1	2	4	1	0	25
Es ist einfach, in Tram, Bus oder S-Bahn einzusteigen.	16	13	10	0	1	0	0	26
Tram, Bus und S-Bahn verkehren häufig.	33	5	0	0	1	1	0	27
Die öffentlichen Verkehrsmittel sind pünktlich.	32	7	0	0	1	0	0	28
Ich finde meistens einen Sitzplatz.	19	15	2	2	2	0	0	29
Tram und Busse halten dicht am Randstein.	20	12	3	1	2	2	0	30
Die Chauffeusen und Chauffeure fahren erst weg, wenn sich die Fahrgäste gesetzt haben.	6	16	11	3	3	1	0	31
Die öffentlichen Verkehrsmittel können auch von Menschen mit Behinderung benützt werden.	20	15	3	0	2	0	0	32
An den Tram- und Bushaltestellen gibt es genügend Sitzplätze.	18	11	5	4	1	1	0	33
An den Tram- und Bushaltestellen ist man vor Wind, Sonne, Regen ausreichend geschützt.	14	15	7	3	0	0	1	34
Die Billettpreise sind angemessen.	7	17	8	3	4	1	0	35
Die Haltestellen sind gut beleuchtet.	22	13	3	0	0	0	2	36
Die Fahrpläne und Informationen an den Haltestellen sind übersichtlich.	28	10	0	2	0	0	0	37

Die Informationen und Fahrpläne an den Haltestellen sind gut lesbar.	22	9	7	1	1	0	0	38
Für Personen mit Beeinträchtigungen gibt es genügend spezielle Transportangebote.	7	5	6	1	21	0	0	39
Es hat genügend Taxis in meinem Quartier.	7	4	9	6	14	0	0	40
Die Taxifahrerinnen und -fahrer sind hilfsbereit.	10	7	3	0	14	6	0	41
Es ist einfach, mit dem öffentlichen Verkehr in das Stadtzentrum oder in ein anderes Quartier zu fahren.	28	5	0	1	1	5	0	42

2.2 Mit dem Auto unterwegs

Wie ergeht es Ihnen, wenn Sie als Autofahrerin oder Autofahrer in Ihrem Quartier unterwegs sind? Wie bewerten Sie – aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen – die folgenden Aussagen?

Sollten Sie nicht Auto fahren, gehen Sie gleich zu Kapitel 3.

(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
Die Strassenschilder sind gut lesbar.	13	2	0	0	0	25	0	43
Die Ampeln sind so platziert, dass ich sie rechtzeitig sehe.	12	2	0	0	0	26	0	44
Die Kreuzungen und Kreisel sind übersichtlich gestaltet.	10	3	1	0	0	26	0	45
Es gibt genügend Parkplätze in meinem Quartier.	3	1	5	4	1	26	0	46
An meinen Zielorten gibt es auch Parkplätze für Behinderte.	3	0	3	3	5	26	0	47
Es gibt in meinem Quartier genügend Halteplätze, um eine Person aussteigen zu lassen oder die Einkäufe einzuladen.	4	4	3	0	3	26	0	48
Für Autofahrende werden Fahrtrainings oder Kurse zur Auffrischung angeboten.	2	0	1	0	10	27	0	49

2.3 Mit dem Velo unterwegs

Was erleben Sie, wenn Sie als Velofahrerin oder Velofahrer in Ihrem Quartier unterwegs sind? Wie bewerten Sie – aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen – die folgenden Aussagen?

Sind Sie nicht mit dem Velo unterwegs, gehen Sie gleich zu Kapitel 3.

	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)								
In meinem Quartier gibt es ausreichend Velostreifen.	2	4	7	3	2	21	0	50
Wo es keine Velostreifen gibt, ist die Strasse so breit, dass ich mich sicher fühle.	4	4	5	3	3	21	0	51
Es gibt separate Ampeln für die Velofahrenden.	4	4	4	2	4	22	0	52
Für Velos gibt es spezielle Wartebereiche an Kreuzungen mit Ampeln.	4	6	2	2	4	22	0	53
Es gibt genügend Velo-Parkplätze in meinem Quartier.	3	5	4	0	7	21	0	54

3 Wohnen

Wie beurteilen Sie Ihre Wohnsituation? Wie würden Sie die folgenden Aussagen bewerten?

Der Begriff Wohnung steht hier auch für das Wohnen in einem Einfamilienhaus.

	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)								
Die Wohnlage ist gut (nahe bei Läden und beim öffentlichen Verkehr).	34	6	0	0	0	0	0	55
In der Nähe gibt es ambulante Unterstützung wie Spitex-Dienst, Arztpraxen, Mittagstische.	25	9	1	1	4	0	0	56

Für Hilfe bei Gartenarbeiten kann ich mich an eine Vermittlungsstelle wenden.	7	2	4	0	23	4	0	57
Der Verkehrslärm stört mich nicht.	23	6	7	3	0	1	0	58
Ich habe Kontakt zu Nachbarinnen und Nachbarn.	22	11	3	1	0	3	0	59
Der Zugang zur Wohnung ist einfach (Rampe, Lift, Treppengeländer).	28	7	4	0	0	1	0	60
In meiner Wohnung kann ich mich sicher bewegen.	35	3	1	0	0	1	0	61
Die Wohnung ist rollstuhl- und rollatorgängig.	8	5	5	18	1	3	0	62
Die Grösse der Wohnung entspricht meinen Bedürfnissen.	33	5	0	1	0	1	0	63
Ich kann mir die Wohnkosten gut leisten.	25	13	1	0	0	1	0	64
Ich nehme an, dass ich in meinem Quartier eine andere Wohnung finden würde, falls sich meine Bedürfnisse ändern sollten.	6	9	12	2	8	2	1	65

4 Teilnahme am öffentlichen Leben

Sie haben im Alltag Kontakt mit vielen Menschen und interessieren sich für das Geschehen im Quartier und in der Stadt. Wie bewerten Sie – aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen – die folgenden Aussagen?

(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
Es gibt Orte, an denen ich leicht Freunde und Bekannte treffen kann.	22	11	3	1	2	1	0	66
Es gibt Veranstaltungen, wo ich neue Leute kennen lernen kann.	18	13	2	2	4	1	0	67
Veranstaltungen im Quartier sind für mich gut erreichbar.	26	9	1	1	1	2	0	68
Veranstaltungen im Stadtzentrum sind für mich gut erreichbar.	24	10	1	1	2	2	0	69
Sie finden zu Tageszeiten statt, die mir passen.	13	13	6	1	4	3	0	70

Die Informationen zu den Veranstaltungen sind gut verständlich (leicht lesbare Schrift, Lageplan, Transportmöglichkeiten für Personen mit einer Beeinträchtigung).	11	11	7	1	6	4	0	71
Es gibt im Quartier ein ausreichendes Angebot an Freizeitveranstaltungen.	15	9	5	1	9	0	1	72
Das Angebot an kulturellen Veranstaltungen in der Stadt Bern spricht mich an.	18	14	4	0	3	1	0	73
Ich schätze es, dass es spezielle kulturelle Veranstaltungen für ein älteres Publikum gibt.	19	6	6	1	7	1	0	74
Die Preise für kulturelle Veranstaltungen sind erschwinglich.	12	17	6	0	3	2	0	75
Es gibt ausreichend Veranstaltungen zu politischen Themen.	13	6	9	2	8	2	0	76
Die Stadtverwaltung interessiert sich für die Ansichten der älteren Einwohnerinnen und Einwohner.	6	12	7	1	12	2	0	77
Es ist wichtig, dass es einen städtischen Rat der Seniorinnen und Senioren gibt.	29	5	1	0	5	0	0	78
Ich möchte mich beteiligen und angehört werden, wenn in meinem Quartier oder in der Stadt wichtige Entscheide gefällt werden.	22	6	4	3	3	2	0	79
Ich schätze das Bildungsangebot (z.B. der Volkshochschule, der Seniorenuniversität, von Unitre, von „Formazione“, des Zentrum 5, des Schweizerischen Roten Kreuzes, der Migros Klubschule).	27	7	3	0	3	0	0	80
Die Preise für Bildungsangebote sind erschwinglich.	13	15	5	0	6	1	0	81
Das Angebot an Bibliotheken ist ausreichend.	30	6	0	0	2	2	0	82
In den Bibliotheken gibt es Bücher in meiner Muttersprache.	35	0	0	1	4	0	0	83
Es gibt Hörbücher in meiner Muttersprache.	18	0	0	1	19	2	0	84
Es gibt eine separate Abteilung mit Büchern in Grossschrift.	10	3	1	0	24	2	0	85
Es gibt ausreichend religiöse Angebote, an denen ich teilnehmen kann.	25	6	1	0	8	0	0	86
In meinem Quartier gibt es ausreichend Angebote für Bewegung und Sport.	19	9	4	3	4	1	0	87
Es hat ein Angebot für Altersturnen.	26	3	1	1	7	2	0	88
Es gibt Fitnessstudios mit geschultem Personal für die Anleitung Älterer.	13	4	4	2	15	2	0	89
Ich kenne das Sport-Programm von Pro Senectute.	22	4	3	5	5	1	0	90

Es hat ein ausreichendes Angebot an städtischen Freibädern.	20	6	6	3	3	2	0	91
Das Angebot an städtischen Hallenbädern ist ausreichend.	12	6	10	3	8	1	0	92
Die sportlichen Angebote sind erschwinglich.	12	9	4	1	12	2	0	93
Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in öffentlichen Einrichtungen, in Läden und in anderen Dienstleistungsbetrieben begegnen mir respektvoll.	25	11	2	0	0	1	1	94
Habe ich ein Anliegen, hören sie mir zu.	27	12	1	0	0	0	0	95
Sie sind hilfsbereit.	24	14	1	0	1	0	0	96

5 Freiwillige und bezahlte Arbeit

Sie möchten sich in der Freiwilligen Arbeit oder ehrenamtlich engagieren. Sie sind an einer bezahlten Arbeit interessiert. Wie bewerten Sie – aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen – die folgenden Aussagen?

Sind diese Themen in Ihrer aktuellen Lebensphase nicht (mehr) von Bedeutung, gehen Sie gleich zu Kapitel 6.

	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)								
Ich weiss, an wen ich mich wenden kann, wenn ich mich sozial engagieren möchte.	15	3	1	0	2	19	0	97
Als Freiwillige oder als Freiwilliger werde ich geschult und fachlich begleitet.	8	3	0	0	9	20	0	98
Meine Lebenserfahrung und mein berufliches Wissen werden geschätzt.	11	1	1	0	7	20	0	99
Es gibt Möglichkeiten, eine interessante bezahlte Arbeit zu finden.	1	3	3	2	11	20	0	100

6 Unterstützung durch Pflege- und Gesundheitsdienste

Im Alter gibt es manchmal Situationen, in denen man aus gesundheitlichen Gründen auf Unterstützung oder auf Hilfe angewiesen ist. Sie haben bestimmt schon sehr unterschiedli-

che Situationen erlebt: Wie bewerten Sie – aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen – die folgenden Aussagen?

(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
Das Angebot an Haushalthilfen (öffentliche oder private Angebote) ist gut.	17	4	0	0	18	0	1	101
Das Angebot für Pflege zu Hause (z.B. öffentliche oder private Spitex-Dienste) ist gut.	20	7	0	0	12	0	1	102
Das Angebot an Transportdiensten (z.B. Rotkreuz-Fahrdienst, Fahrdienste von Kirchgemeinden/Pfarreien) ist gut.	10	8	0	0	19	3	0	103
Das Angebot an Mahlzeitendiensten (z.B. Pro Senectute, Altersheime) ist gut.	22	6	0	0	11	1	0	104
Das Unterstützungsangebot für pflegende Angehörige (z.B. Rotes Kreuz) ist gut.	6	2	0	0	28	4	0	105
Das Angebot von Ferienbetten zur Entlastung von pflegenden Angehörigen ist gut.	3	4	1	1	27	4	0	106
Das Angebot an Gesundheitsberatung (z.B. städtische Kurse, Angebote von Pro Senectute oder Spitex) ist gut.	13	6	0	0	18	3	0	107
Das Angebot an Kursen zu Gesundheitsfragen ist gut.	14	4	0	1	18	3	0	108
Die Informationen über diese Angebote sind klar und verständlich.	14	4	0	1	18	3	0	109
Diese Informationen sind in meiner Muttersprache erhältlich.	21	2	0	2	11	4	0	110
Ich habe für mich oder für Angehörige bereits von verschiedenen der eben genannten Angebote profitiert.	6	3	6	14	7	4	0	111
Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der verschiedenen Organisationen sind respektvoll und hilfsbereit.	12	3	1	0	20	4	0	112
Das Personal ist gut ausgebildet.	11	5	0	0	20	4	0	113
Die Angebote sind erschwinglich.	10	5	0	1	20	4	0	114

7 Information

Wer nicht Bescheid weiss, kann nicht mitreden. In Ihrem Quartier und in der Stadt gibt es täglich etwas Neues, vieles ist für Sie wichtig, anderes nicht. Wie leicht ist es für Sie, sich zu informieren und auf dem Laufenden zu sein? Wie beurteilen Sie – aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen – die folgenden Aussagen?

(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
Ich kann schnell und problemlos Informationen von der Stadtverwaltung bekommen.	10	12	1	1	10	6	0	115
Wenn ich anrufe, werde ich mit der zuständigen Stelle verbunden.	10	13	0	0	13	4	0	116
Ich werde verstanden, wenn ich in der Muttersprache rede.	26	4	0	0	6	4	0	117
Die städtischen Informationen für die älteren Einwohnerinnen und Einwohner über wichtige Beschlüsse, Dienstleistungen, Angebote und Ereignisse usw. sind ausreichend.	8	7	7	1	12	4	1	118
Die gedruckten Informationen der Stadtverwaltung erhalte ich in meiner Muttersprache.	29	2	0	1	4	4	0	119
Diese Informationen sind gut verständlich.	17	12	1	0	4	6	0	120
Die städtische Informationsbroschüre „nimmergrün“ ist für mich nützlich.	11	5	2	1	14	7	0	121
Auf der Website der Stadt Bern sind die gesuchten Informationen leicht zu finden.	5	6	2	1	19	7	0	122
Die Website der Stadtverwaltung ist gut lesbar (Schriftgrösse und Farbe).	4	5	2	1	20	8	0	123
Es gibt genügend öffentlich zugängliche Computer.	2	2	1	1	26	8	0	124
Dort ist der Zugang zum Internet möglich.	3	3	0	0	26	8	0	125
Die Preise für die Nutzung von Computern und Internet sind angemessen.	1	4	0	0	28	7	0	126
Wenn ich dort Unterstützung für die Bedienung des Computers brauche, finde ich leicht eine hilfsbereite Person.	1	1	1	0	29	8	0	127

Telefonauskunftsdienste und Anrufbeantworter der Stadtverwaltung, von Dienstleistungsbetrieben und Arztpraxen sprechen langsam und erklären, wie die gehörte Nachricht wiederholt werden kann.	5	10	3	0	11	11	0	128
--	---	----	---	---	----	----	---	-----

8 Zusammenfassende Beurteilung

Wenn Sie sich all die Fragen und Aussagen noch einmal durch den Kopf gehen lassen: Wie beurteilen Sie abschliessend die folgenden Aussagen?

(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)	trifft zu	trifft eher zu	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu	weiss nicht	Keine Angabe	ungültig	
Ich fühle mich anerkannt und respektiert.	28	8	2	0	0	2	0	129
In meinem Quartier fühle ich mich gut integriert.	32	7	1	0	0	0	0	130
Mit meiner Wohnsituation bin ich zufrieden.	34	5	1	0	0	0	0	131
In meiner Nähe gibt es ein ausreichendes Angebot an Läden und anderen Dienstleistungen.	26	9	5	0	0	0	0	132
Wenn ich zu Fuss in meinem Quartier unterwegs bin, fühle ich mich sicher.	26	9	4	1	0	0	0	133
Ich halte mich gerne im Stadtzentrum auf.	19	7	11	2	0	1	0	134
Die Angebote des öffentlichen Verkehrs sind ausreichend.	31	7	2	0	0	0	0	135
Ich bin mit dem öffentlichen Verkehr zufrieden.	29	10	1	0	0	0	0	136
Ich finde mich im und rund um den Hauptbahnhof gut zurecht.	26	9	3	1	1	0	0	137
Das Autofahren auf Stadtgebiet ist angenehm.	1	6	7	2	15	9	0	138
Ich fühle mich sicher, wenn ich mit dem Velo unterwegs bin.	2	7	6	0	14	11	0	139
Die Freizeitangebote im Quartier erfüllen meine Erwartungen.	17	11	2	1	7	2	0	140
Das kulturelle Angebot in der Stadt Bern ist attraktiv.	21	13	1	0	3	2	0	141

Ich habe ausreichend Gelegenheit, mich sportlich zu betätigen.	27	7	2	3	1	0	0	142
Das Angebot an Pflege- und Gesundheitsdiensten ist gut.	20	8	0	0	11	0	1	143
Die Stadt setzt sich für die Bedürfnisse der älteren Personen ein.	9	15	6	0	9	1	0	144
Die Stadtverwaltung nimmt Anliegen der älteren Personen auf.	12	9	3	1	14	1	0	145
Ich werde durch die Stadt Bern über altersspezifische Einrichtungen, Dienstleistungen und Angebote gut informiert.	11	12	6	2	8	1	0	146

9 Handlungsbedarf

Wo sehen Sie bezüglich der städtischen Alterspolitik Handlungsbedarf? Wo sollte die Stadt aktiv werden?

1.....

2.....

3.....

10 Angaben zur Person

Die folgenden Angaben brauchen wir, um Ihre Daten statistisch auswerten zu können.

10.1 Geschlecht:

männlich

weiblich

10.2 Bitte tragen Sie Ihr Geburtsjahr ein: 19_! _!

10.3 Wie viele Jahre Ihres Lebens haben Sie insgesamt in der Stadt Bern verbracht? _!_!

10.4 Welches ist Ihre Muttersprache?

10.5 Wo haben Sie Ihren Wohnsitz?

Strasse:.....

Postleitzahl: _| _| _| _|

- 10.6 Leben Sie allein
 zusammen mit einer oder mehreren anderen Personen

10.7 Wie sind Sie unterwegs, wenn Sie das Haus verlassen?

(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)	regelmässig	ab und zu	selten	nie	Keine Angabe	ungültig	
zu Fuss	35	2	1	0	2	0	147
zu Fuss mit Rollator	2	0	0	22	16	0	148
mit dem Rollstuhl	0	0	0	22	18	0	149
mit öffentlichen Verkehrsmitteln	33	6	0	0	1	0	150
mit dem Auto	2	6	4	15	13	0	151
mit dem Velo	9	1	4	16	10	0	152
im Taxi	3	6	10	11	9	1	153

10.8 Wie informieren Sie sich über das Geschehen, die Dienstleistungen, Angebote und Anlässe in der Stadt Bern?

(Bitte bei jeder Aussage das Zutreffende ankreuzen.)	regelmässig	ab und zu	selten	nie	Keine Angabe	ungültig	
Ich lese den Anzeiger der Stadt und Region Bern.	26	7	3	2	2	0	154
Ich lese die bernischen Tageszeitungen.	30	4	2	2	2	0	155
Ich lese die Gratiszeitungen	11	16	8	4	1	0	156
Ich lese überregionale Zeitungen.	10	8	11	9	2	0	157
Ich höre Radio.	32	0	5	2	1	0	158
Ich schaue Fernsehen.	30	6	0	3	1	0	159
Ich brauche das Internet.	14	3	1	20	2	0	160

10.9 Wie hoch ist das Brutto-Einkommen, das Ihrem Haushalt monatlich zur Verfügung steht?

- unter 1'000 Franken
- zwischen 1'000 und 2'999 Franken
- zwischen 3'000 und 4'999 Franken
- zwischen 5'000 und 6'999 Franken
- zwischen 7'000 und 8'999 Franken
- über 9'000 Franken

Wenn Sie Bemerkungen zum Fragebogen oder Mitteilungen haben, notieren Sie diese bitte hier:

.....

.....

Herzlichen Dank für Ihre Mitarbeit!

Senden Sie den Fragebogen mit dem beiliegenden Antwortcouvert an Gerlind Martin und Elisabeth Ryter, Optingenstrasse 54, 3013 Bern.

10 Literaturhinweise

ActiveAge (September 2008): A report on the September 2008 meeting of the International Federation on Ageing in Montreal on Age Friendly Cities

Alterskonzept der Stadt Bern (2008): Dritter Bericht zur Umsetzung

Bauer, Tobias und Silvia Strub (2002): Ohne Krippe Grosi stünde Vieles still, hg. vom Forum Familienfragen, Bern

Borkowsky, Anna (2010): Altersfreundliche Stadt. Sekundärstatistische Analyse der Befragung Lebensqualität Bern 2007, Bern

Bundesamt für Statistik (2009): Behinderung hat viele Gesichter. Definitionen und Statistiken zum Thema Menschen mit Behinderungen, Neuchâtel

Bundesamt für Statistik (2008): Freiwilligenarbeit in der Schweiz, Neuchâtel

Bundesamt für Statistik (2007): Mobilität in der Schweiz. Ergebnisse des Mikrozensus 2005 zum Verkehrsverhalten, Neuchâtel

Bundesamt für Statistik (2005): Alter und Generationen. Das Leben in der Schweiz ab 50 Jahren, Neuchâtel

Bundesgesetzes über die Beseitigung von Benachteiligungen von Menschen mit Behinderungen (Behindertengleichstellungsgesetz, BehiG) vom 13. Dezember 2002

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2009): „Sicherer Hafen“ oder „gefährvolle Zone“? Kriminalitäts- und Gewalterfahrungen im Leben alter Menschen. Ergebnisse einer multimethodalen Studie zu Gefährdungen älterer und pflegebedürftiger Menschen, Berlin

Département de la cohésion sociale, de la jeunesse et des sports/Service social (September 2007): Projet « Villes amies des aînés ». Rapport final de la Ville de Genève, Genf

Direktion für Bildung, Soziales und Sport der Stadt Bern (2008): Lebensqualität 2007, Bern

Domicil (2008): Jahresbericht 07. Bauen und Infrastruktur, Bern

Gemeinderat der Stadt Bern (2010): Wohnstadt Bern 2012, Bern

Höpflinger, François (2009): Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter. Age Report 2009, Zürich

Höpflinger, François (2009, letzte Aktualisierung): Soziale Beziehungen im Alter – Entwicklungen und Problemfelder, in: www.hoepflinger.com

Höpflinger, Françoise und Pasqualina Perrig-Chiello (2009): Die Babyboomer. Eine Generation revolutioniert das Alter, Zürich

Künemund, Harald (2001): Gesellschaftliche Partizipation und Engagement in der zweiten Lebenshälfte. Empirische Befunde zu Tätigkeitsformen im Alter und Prognosen ihrer zukünftigen Entwicklung, Berlin

Künzi, Kilian und Kris Haslebacher (Mai 2009): Untersuchung von Schnittstellen im Altersbereich der Stadt Bern, Bern

Lalive d'Epinay, Christian et al. (1997): Les personnes âgées à Genève 1979-1994. Santé, famille, réseaux d'aide et de soins, in: Les cahiers de la santé, hg. vom Dép. de l'action sociale et de la santé, Nr. 8, Genève

Lalive d'Epinay, Christian et al. (1997): Un bilan de santé de la population âgée. Comparaison entre deux régions de Suisse et analyse des changements sur quinze ans (1979-1994), Cahiers médico-sociaux, Nr. 41, S.109-131.

Perrig-Chiello, Pasqualina, François Höpflinger und Christian Suter (2008): Generationen – Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz, Zürich

Schelling, Hans Rudolf und Alexander Seifert (2010): Internet-Nutzung im Alter, Zürcher Schriften zur Gerontologie Nr. 7, Zürich

Schön-Bühlmann, Jacqueline (2005): Unbezahlte Pflegeleistungen von Privatpersonen und –haushalten, in: Soziale Sicherheit CHSS 2005/2, S. 274-280

Schweizerischer Nationalfonds (2006): Welcher Kitt hält die Generationen zusammen? Erste Ergebnisse zur familialen und gesellschaftlichen Bedeutung von Generationenbeziehungen aus dem nationalen Forschungsprogramm 52, Themenheft, Bern

Stadt Bern (2008): Sozialbericht, Bern

Stadt Bern / Abteilung Stadtentwicklung: Wohnstadt Bern. Informationen zur aktuellen Wohnbaupolitik der Stadt Bern.

Stadt Bern / Alters- und Versicherungsamt (2009): Die Alterspolitik der Stadt Bern, Kurzfassung, Bern

Staudinger, Ursula M. (2002): Produktivität und gesellschaftliche Partizipation im Alter, in: Bernhard Schlag und Katrin Megel (Hrsg.): Mobilität und gesellschaftliche Partizipation im Alter, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Stuttgart, S. 79-83

Ville de Genève (o.J.): Genève – ville amie des aînés. Résultats de l'enquête menée dans le cadre du projet « Villes amies des aînés » de l'Organisation mondiale de la Santé, o.O.

Volanthen, Daniel (4. März 2010): Eisenbahnersiedlung plant sanften Umbau, in: Der Bund

Von Generationenbeziehungen zur Generationenpolitik (2009): Schwerpunkt in: Soziale Sicherheit CHSS 2009/5, S. 264-303

Wahl, Hans-Werner (2002): Lebensumwelten im Alter, in: Bernhard Schlag und Katrin Megel (Hrsg.): Mobilität und gesellschaftliche Partizipation im Alter, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Stuttgart, S. 48-63

World Health Organization (2007): Checklist of Essential Features of Age-friendly Cities, o.O.

World Health Organization (2007): Global Age-friendly Cities: A Guide, o.O.

World Health Organization (2007): WHO Age-friendly Cities Project Methodology. Vancouver Protocol, o.O.